

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 14 (2007)
Heft: 162

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

APPENZELLER WELTMETAPHYSIK

Seit fünfzig Jahren malt, radiert und zeichnet der Herisauer Künstler Hans Schweizer. Der Appenzeller Verlag veröffentlicht nun einen Bildband zu seinem Schaffen. Und das Kunstmuseum Olten zeigt eine Retrospektive.

von Richard Butz

Hans Schweizer, geboren 1942 in Herisau, ist in erster Linie ein Künstler. In zweiter Linie Grafiker und Zeichner. Dies unterscheidet ihn von vielen seiner Zeitgenossinnen und -genossen, die sich der Installation, der Performance oder dem Computer zugewandt haben. Tritt man bei ihnen ins Atelier, sind keine Pinsel zu sehen. Riecht es nicht nach Farbe, hat der Künstler keinen Dreck unter den Fingernägeln. Pult-Kult, auch gut, aber nicht Hans Schweizers Sache.

Er malt seit etwa 1957, damals in der Lehre als Schaufensterdekorateur. Drei Jahre später entstehen im Auftrag des St.Galler Kunstge-

werbelehrers und Grafikers Remy Nüesch sechs Bildtafeln zum Thema «Die Baumeister Grubenmann». Gleichzeitig schafft er Gemälde, die sich auf seine engere Heimat, das Toggenburg und das Appenzellerland, beziehen. Noch heute gibt es Leute, die Hans Schweizer gerne als modernen «Heimatkünstler» oder als eine Art Bauernmaler sehen würden. Aber in diese Falle tappt er nicht. 1962 war er in Paris, hat beim auch als Lehrer geschätzten Künstler Johnny Friedländer Grafik studiert. Zwei Jahre später zieht er ganz nach Paris, setzt seine Studien fort, heiratet, wohnt an der Rue Ferdinand Duval, wo nach ihm Niklaus



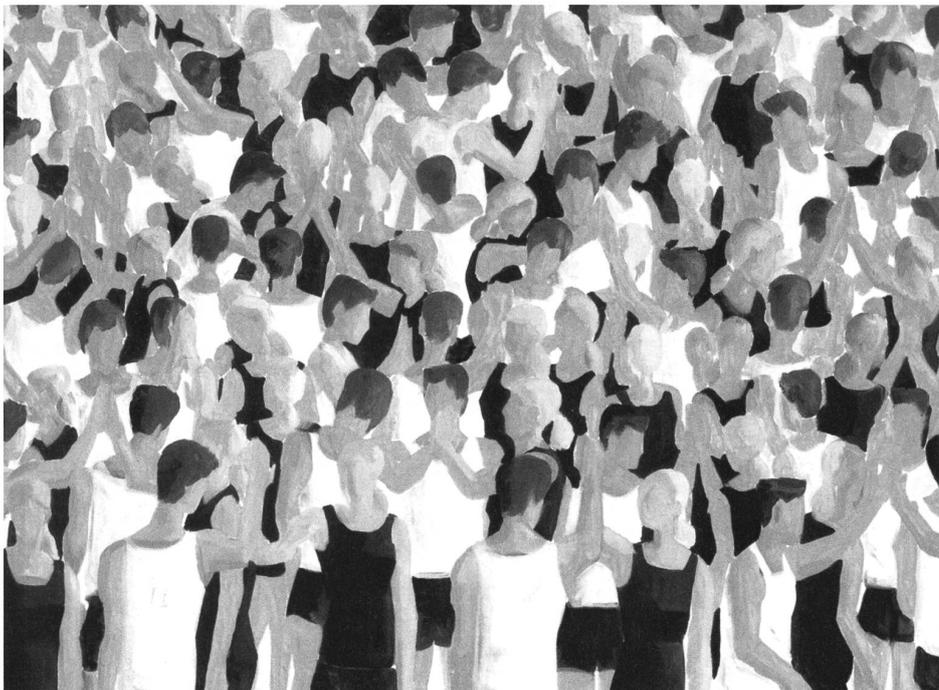
Stéphane at Davisville, 1973.

Meienberg einzieht, pendelt zwischen Frankreich und der Schweiz hin und her, lässt sich schliesslich in St.Gallen nieder und erhält 1971 ein Stipendium des Canda Arts Council. In dieser Zeit zeichnet und radiert er viel, realistisch und doch verfremdet. Zahlreiche Blätter belegen die in dieser Pop-Art-Phase erreichte Meisterschaft.

Demonstranten, Punks, Badende

Mitte der siebziger Jahre werden Schweizers Darstellungen eisig-blau, Menschen, Gegenstände und Landschaften erscheinen verloren. Schon bald aber kommt Bewegung in die Bilder, wir stehen in der Zeit der «Neuen Wilden». Schweizer verarbeitet diese Strömung in Kuh- und Eisenbahnwaggon-Bildern. In den neunziger Jahren geht er zu einer fast geometrischen Klarheit über. Die Farben werden bleicher, verhaltener. Figuren, Punks, Hooligans, Demonstranten oder Badende, aber auch Berge, Autos und Landschaften tauchen auf. Oft kommt er mit nur zwei Farben aus, weiss und violett, weiss und grün, weiss und braun. Kunsthistorikerin Helga Sandl meint zu diesen nebelhaften, monochromen Werken: «Die Stärke dieser Gemälde liegt in ihrer sinnlichen Präsenz, in ihrer Un-Natur, in ihrer farbigen Konfusion, in ihrer lichthafte Erscheinung und Verschleierung; Gegenständliches feiert stumm seinen theatralischen Auftritt. Sie strahlen Ruhe aus, sie wirken auf den Betrachter gleichermassen einnehmend und abweisend. Trotz der eindeutigen Motive sind sie befremdlich und abstrakt.»

Diese Überlegungen sind nachzulesen in einem soeben erschienenen Bildband über Hans Schweizer, der seine Werke von 1957 bis 2007 dokumentiert. Volkhard Knigge, Direktor der Stiftung Gedenkstätten Buchen-



Plage, 2006.

KÜNSTLERINNEN UND KÜNSTLER BESUCHEN.

Wir gaffen gern anderen Leuten in die Wohnung. Das ist nun mal so. Wollen sehen, wie sich das Wesen eines persönlich oder aus den Medien Bekannten in Möbeln und Ordnung oder Unordnung ausdrückt. Besonders gern schaut sich der Kunstkonsument im Atelier eines Künstlers oder einer Künstlerin um. An jenem Ort also, der nicht Büro aber auch nicht Wohnung ist. Liegt vielleicht irgendwo eine Kopie eines Werkes ihres Vorbilds herum, was liest der Künstler für Zeitungen, ist das WC sauber, was inspiziert die Künstlerin, Wein oder Kaffee oder ganz einfach: mit was arbeitet sie überhaupt? Um diese Fragen zu beantworten und zuguterletzt den direkten

KÜNSTLER AUSGEZEICHNET.

Die Thurgauische Kunstgesellschaft vergibt zum zwölften Mal den Adolf-Dietrich-Förderpreis. Dieses Jahr geht der mit 15000 Franken dotierte Preis an den 1972 in Münsterlingen geborenen **Valentin Magaro**. Der Kunstraum Kreuzlingen widmet ihm eine Einzelausstellung. Magaro studierte an der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich Wissenschaftliche Illustration. Jene penible künstlerische Disziplin also, bei der man zum Beispiel eine Aorta oder einen Grauschnäpper so darstellen muss, dass man sie auch erkennt. Dementsprechend lernen die Studentinnen und Studenten dieses Studiengangs zeichnen, malen und abbilden. Kein Wunder ist Magaros Strich genau wie bei einem Laserprinter, er krakelt nicht, die Pro-

wald und Mittelbau Dora in Weimar, stellt seine Betrachtungen unter den Titel «Jenseits der Unwiederbringlichkeit – Hans Schweizers Appenzeller Weltmetaphysik» und zitiert ihn am Schluss so: «Der Maler malt, so lange es Welt gibt. So lange man etwas erkennen kann. Gerade jetzt, wo die Dinge schwinden.»

Sympathisch wie Gregory Peck

Gegen das Vergessen malt Schweizer in seinen Eisenbahnwaggon-Bilder an. «Von der Reise nach Kolyma» heisst eines, «Nachtzug» ein anderes. Angesprochen ist die Verfrachtung in Arbeits- und Vernichtungslager wie zu Zeiten der Nazis oder während des sowjetischen Stalinismus. Guido Magnaguagno, in St.Gallen aufgewachsen und jetzt Direktor des Tinguely-Museums in Basel, begegnete dem Künstler erstmals mittels einer Neujahrskarte und erinnert sich im Bildband: «Später lernte ich ihn auch persönlich kennen, und sein Schalk und Charme machten ihn zusätzlich so sympathisch (wie Gregory Peck) und unverwechselbar, dass eine Zuneigung blieb, auch wenn sich die Wege trennten.»

Zwei weitere Beiträge stammen von Peter Killeler und Patricia Nussbaumer. Sie leitet jetzt das Kunstmuseum Olten, er war ihr Vorgänger. Trotz einigen St.Galler Ausstellungsbestrebungen, so 2003 bei Kultur im Bahnhof (Grafik 1962-1975), muss also nach Olten reisen, wer sich einen Überblick über fünfzig Jahre seines Schaffens machen will.

Hans Schweizer, Werke 1957-2007. Appenzeller Verlag 2007.

Buchpräsentation: Mittwoch, 7. November, 20 Uhr, Buchhandlung zur Rose St.Gallen.

Kunstmuseum Olten. Bis 11. November. Öffnungszeiten:

Di-Fr 14-17 Uhr, Do 14-19 Uhr, Sa und So 11-17 Uhr.

Mehr Infos: www.kunstmuseumolten.ch



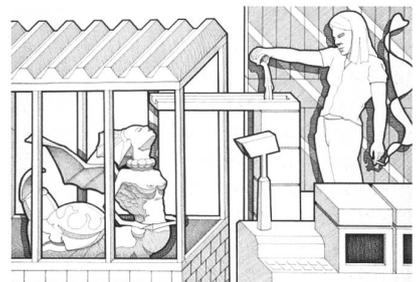
Kontakt zwischen Kunst und Publikum herzustellen, riefen Anita Zimmermann, Marianne Rinderknecht und Brigitte Kemman das Projekt **5ünfstern** ins Leben: 194 Ostschweizer Künstlerinnen und Künstler öffnen die Türen zu ihren Ateliers und lassen während zwei Wochenenden Neu- und Wissbegierige in ihr Reich – in Ateliergemeinschaften, integrierte Kunstorte, Einzelateliers oder Wohnungen. Skizzen, fertige oder angefangene Arbeiten können besichtigt werden. Der eine oder die andere der Kunstschaffenden zeigt aber nicht nur die Zentrale des Schaffens sondern hat eine Lesung, Konzert oder eine Aktion vorbereitet. Im Projektraum Exex wird zudem als Basis des Projekts eine Tourismuszentrale betriebe, dort kann man sich informieren und die Besuche der Ateliers planen. [js]

79 Offene Ateliers in der Stadt St.Gallen. Samstag, 10. November, 10-17 Uhr. Sonntag, 11. November, 10-17 Uhr.

115 Offene Ateliers in den Kantonen AI, AR, SG und TG. Samstag, 17. November, 10-17 Uhr. Sonntag, 18. November, 10-17 Uhr.

Vernissage in der Tourismuszentrale (Projektraum Exex): Donnerstag, 1. November, 15-22 Uhr.

Öffnungszeiten Tourismuszentrale und weitere Infos: www.fuenfstern.ch



portionen stimmen. Gerade Magaros Zeichnungen neueren Datums erinnern auf den ersten Blick an Computerzeichnungen. Von weitem mindestens. Trotz Genauigkeit und gebrauchsgrafischer Ästhetik sind Magaros Zeichnungen voll mit doppelten Böden und Ecken, die das Auge irritieren und fesseln. [js]

Kunstraum Kreuzlingen. 24. November bis 23. Dezember. Öffnungszeiten: Fr 15-20 Uhr, Sa/So 13-17 Uhr.

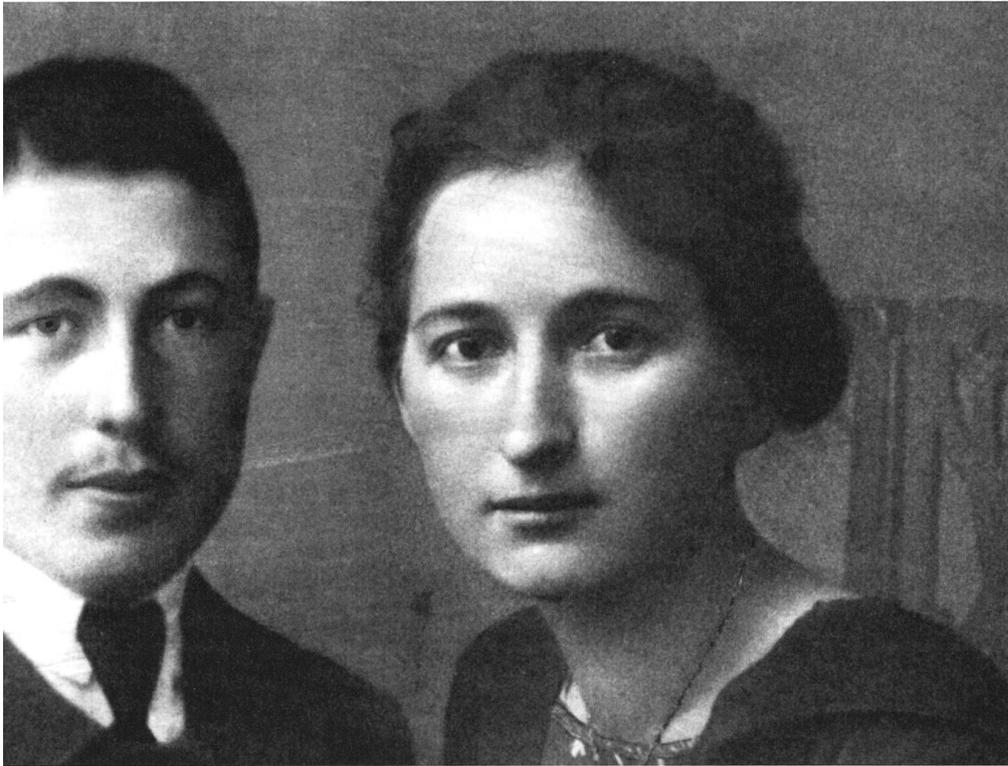
Mehr Infos: www.kunstraum-kreuzlingen.ch

AUFZEICHNUNGEN GESUCHT!

Zur Abwechslung soll auf dieser Seite nicht nur zum Konsum aufgerufen werden, sondern auch mal zur Produktion. Die **Propstei St.Peterzell** sucht Skizzen, Entwürfe, Notizen, Aufzeichnungen etc. für das Ausstellungsprojekt «Welt im Hirn» im Jahr 2008. Weder Beruf noch Alter spielen eine Rolle. Die Eingaben werden durch ein Auswahlgremium gesichtet und ein Teil wird für die zweite Runde eingeladen. Anmeldeschluss ist der 30. November.

Beiträge. An diese Adresse senden: Roman Menzi, Nestenbergstrasse, 9642 Ebnat Kappel. Mehr Infos: www.ereignisse-propstei.ch

Nach der Heirat folgte für die Hartmanns eine schwere Zeit. Bild: Appenzeller Verlag



DIE STARKE FRAU AUS DEM TOGGENBURG

Mit «Lydia» legt der Toggenburger Verlag die Erzählungen einer fast vergessenen Toggenburger Schriftstellerin neu auf: Frieda Hartmann. Ihre Zeugnisse aus dem bäuerlich-konservativen Milieu in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zeichnen verblüffend moderne Frauenbilder.

von Monika Slamanig

Ende der 1930er-Jahre, Frieda Hartmann-Scherrer ging auf die vierzig zu, begann sie nachts, wenn ihre drei Kinder schliefen, Notizhefte voll zu schreiben. Lange wusste niemand davon. Sie blieben unter dem Wachstum des Stubentisches verborgen. Bis auf Veranlassen einer ehemaligen Lehrerin Frieda Hartmanns erste Erzählung «Lydia» im Berner Feuz-Verlag herauskam und dieser sie ermunterte, weiterzuschreiben.

«Mached keis Gschiss»

Der Name der Romanheldin Lydia – einer

Bauerntochter, die sich, durch unglaubliche Schicksalsschläge und Liebesdramen bis fast in den Wahnsinn getrieben, ihre Werte und Tugenden bewahrt – ist auch der Titel des Sammelbandes, den der Toggenburger Verlag herausgegeben hat. Er vereint zwei weitere, lange vergriffene Erzählungen: «Bauer ohne Land», «Der Sohn des Grund-Bauern» und die mit Schärfe und Witz und teilweise in Dialekt geschilderten Jugenderinnerungen «Mein Bruder Rosemann».

Wie kommt eine Frau, die ausser acht Jahren Primarschule, und das auch nur im Winter,

im Sommer mussten die Bergbauernkinder zuhause aushelfen, keine Bildung genossen hat, dazu, Romane zu schreiben? Das fragt sich auch ihre inzwischen auf zehn Enkel und zwölf Urenkel angewachsene Familie. Die 78-jährige Hilde Weber, eine der beiden noch lebenden Töchter, die ihre Mutter vor ihrem Tod 1986 gepflegt hat, bereut, dass sie nicht danach gefragt hat. «Es war normal, dass unser Muetti schrieb. Niemand machte darüber ein Aufsehen. Ich war stolz auf sie als Mutter, nicht als Schriftstellerin.» Hartmann selbst hatte gesagt: «Mached denn keis Gschiss um diese Geschichten.»

Mit ihren bis in die fünfziger Jahre erschienenen Erzählungen und Volkstheaterstücken war Frieda Hartmann so erfolgreich, dass sie vom Honorar für ihre Familie ein Häuschen im Blomberg oberhalb Ebnat-Kappel kaufen konnte. Danach schrieb sie, bis auf die 1966 auf Drängen einer Schwägerin hin verfassten Jugenderinnerungen, nicht mehr.

Eine eigene Welt erschaffen

Frieda Scherrer kam 1893 auf der Schlatt, Neu St. Johann, als drittjüngstes von fünfzehn Kindern auf die Welt. Schon damals schien ihr der Drang, schreibend eine Phantasiewelt zu erschaffen, eigen gewesen zu sein. «Was du schreibst, ist ja nicht wahr», soll laut Hilde Weber ein Lehrer zu Frieda gesagt haben. Sie antwortete: «Wenn ich nur solches schreiben könnte, wäre es langweilig.»

Nach der Heirat folgte eine schwere Zeit. In der Wirtschaftskrise der zwanziger Jahre verlor die Familie ihr Bauerngut im Thurgau, und Frieda, die stolze Bauerntochter, kehrte mittellos ins Toggenburg zurück. Ein Schicksal, das damals viele traf und eindringlich in «Bauer ohne Land» dargestellt ist. Es war ein schmerzlicher Einschnitt, erzählt Hilde Weber. Ihre Mutter fing an, in Heimarbeit Sennentrachten und Schürzen zu nähen, ihr Mann Heinrich arbeitete als Tagelöhner. «Sie hat geschrieben, um sich abzulenken und dem harten Alltag zu entfliehen», vermutet Hilde Weber. «Und auch für uns: Wir sollten wissen, wie es früher war.»

Verlumpfte Bauern, Wirtschaftskrisen, tyrannische Väter, betrogene Bräute, Missgunst und Ächtung: Frieda Hartmann schildert all die Dramen, die die bäuerliche Welt geprägt haben. Männer kommen oft schlecht weg. Es sind Frauen wie Lydia, Gluris-Elise, Marie, Gertrud und das Gritli, die durch ihr unbeirrbares Wirken im Hintergrund einer patriarchalen Gesellschaft die Schicksalsschläge zum Guten wenden und den «Karren weiterziehen», so wie es Frieda Hartmann ein Leben

mit Richard Butz (Acht Lesefreuden in acht Sätzen)

lang getan hat: zuhause als Arbeitskraft, als «Hütebub» auf der Alp, als Haushälterin bei ihren Brüdern, in einem Zürcher Haushalt und im Internat. Durch ihre Arbeit trug sie entscheidend zum Lebensunterhalt ihrer Familie bei. Noch mit siebzig sei sie mit dem Velo von Krummenau nach Nesslau gefahren, um ihre Heimarbeit abzugeben, erzählt Hilde Weber.

Emanzipatorische Frauenromane

Frieda Hartmanns Werk ist für ihre Zeit erstaunlich emanzipatorisch. So unglaublich die dramatischen Zuspitzungen und die für Heimatromane typische Häufung von Schicksalsschlägen auch wirken – es bleiben realitätsnahe Zeitzeugnisse, die ihresgleichen suchen. Sie reihen sich in die Tradition ihrer zeitgenössischen Schriftstellerkolleginnen: Elisabeth Gerter, die in einem ähnlichen Stil aus dem Industriemilieu, und Cécile Lauber, die aus einer bildungsbürgerlichen Perspektive heraus geschrieben hat. Ihnen gemeinsam ist auch, dass sie als Frauen aus dem Rahmen fielen und sich die Zeit zum Schreiben vom Alltag absparen mussten.

Obwohl die Sprache für den heutigen Leseschmack altertümlich wirkt, lesen sich Hartmanns rasant erzählten Texte spannend wie ein Krimi. Entstanden in einer Zeit, in der nur denen Glück beschieden war, die fromm, tugendhaft und fleissig werkten, sind Hartmanns Geschichten zwar vom Wust wertekonservativer Begriffe zu Heimat, Familie, Liebe oder Treue belastet. Sie bleiben aber Zeugnisse starker, emanzipierter Frauen, die mit Charakter- und Willensstärke über Konventionen und Einschränkungen hinweg ihren Weg gehen und sich mit nichts weniger als partnerschaftlichen Lebensformen zufrieden geben.

Frieda Hartmann. Lydia. Erzählungen und Romane aus dem Toggenburg. Toggenburger-Verlag, Wattwil 2007.



Frieda Hartmann hatte 14 Geschwister.

Bild: Appenzeller Verlag

Robert Menasse: Nathan, Journalist mit Vaterkomplex, kommt ins Alter; seit langem verheiratet lebt er ritualisiert, sitzt regelmässig bei einer Analytikerin und erzählt sein gar nicht so aufregendes Leben, an dem vieles komisch, anderes himmeltraurig ist, und die Frauen sind für einen Mann nicht zu verstehen, dazu Zeitgeschichte, zweite Hälfte 20. Jahrhundert, dies und mehr vom österreichischen Autor vergnüglich gekonnt erzählt, als Zugabe mit Schauplatz Wien, ergibt: **Don Juan de la Mancha**, Suhrkamp 2007.

Curzio Malaparte (1898-1957): Halbdeutscher, Halbtaliener war er, Faschist, Kommunist, Wendehals, Narziss, Dandy und Held, nannte sich selbst einen Barbaren, schrieb die eindrücklichen und umstrittenen Kriegseromane «Kaputt» und «Die Haut», wurde Chefredaktor von «La Stampa», reiste während und nach dem Krieg viel in Europa herum, so auch in die Schweiz (kommt, o weh, nicht gut weg), beobachtete scharf und jetzt zum ersten Mal auf Deutsch, in: **Zwischenleben**, Eichborn 2007.

Cormac McCarthy: Das Land ist nach einem Atomschlag verwüstet, unter einer dicken Ascheschicht begraben, es gibt nur noch wenige, meist zu allem bereite Überlebende, und durch diese Apokalypse ziehen ein Vater und ein Sohn mit einem Einkaufswagen in den Rettung verheissenden Süden; diese verstörende Geschichte, mit der wundervollen Beschreibung der Vater-Sohn-Beziehung und einem hoffnungsvollen Ende, steht in einem Meisterwerk neuerer amerikanischer Literatur: **Die Strasse**, Rowohlt 2007.

Ilija Trojanow: Der vielzitierte Zusammenprall der Kulturen gab es schon zu Zeiten des englischen Entdeckers und Kamasutra-Übersetzers Sir Richard Burton (1821-1890); dessen abenteuerliches Leben in Britisch-Indien, Arabien «Reise ins verbotene Mekka» und Ostafrika – war er «bloss» Entdecker oder auch Spion? – erzählt der in Bulgarien geborene Autor der Biographie Burtons nach, aber fiktiv verfremdet, hinreissend, atemberaubend, faszinierend, in: **Der Weltensammler**, dtv-Tabu 2007.

Herbert Müller-Guttenbrun (1887-1945): Anarchist, Querulant, Individualist, während

sieben Jahren Herausgeber der Karl Kraus gewidmeten satirischen Zeitschrift «Das Nebelhorn», unerbittlicher Polemiker und Pamphletist, oft auch Grobian, 1945 irrtümlich erschossen, hinterliess böse, treffende Aphorismen und Notizen, aus denen Herausgeberin Beatrix Müller-Kampel ausgewählt und zusammengestellt hat, in: **Alphabet des anarchistischen Amateurs**, Matthes & Seitz 2007.

Max Rüdlinger: Ein Schräger aus der Schweiz, auch das gibt es, und dieser war Mitglied der ausserparlamentarischen Opposition 1968, Radiosprecher und AKW-Strahlenkontrolleur, ein oft arbeitsfreier Filmschauspieler, ein Herumreisender, der seine Midlife-Crisis mit einer Velotour zum Nordkap bekämpft, ein Unangepasster, ein Frecher mit Humor, einer von uns und ein Anti-Star, der amüsant aus seinem bisherigen Leben berichtet, in: **Das Recht auf Memoiren**, Zytlogge 2007.

Poetische Schweizerreise in Mund-Arten: Im Sessel eine Reise durch die Schweiz, dabei Mundart-Lyrikerinnen und -Lyriker der älteren Generation wie Eugen Gomringer oder Max Huwyler und jüngere Stimmen wie Jurzok 1001 oder Raphael Bertschinger kennenlernen, Halt machen in der Ostschweiz mit Manuel Stahlberger, Moritz Wittensöldner, Richi Küttel, sich in Teufen an Peter Morger erinnern, später die beigelegte CD, gelesen von Herausgeberin Ursula Fölmi und mit Tönen von Balts Nill, anhören, eingeleitet von Pedro Lenz, möglich mit: **IGAJANUMENECH-LIGALUEGE**, Limmat Verlag 2007.

André Gorz: Wem die Liebe abgekommen ist, aber auch für die, die noch an ihre Kraft glauben, sie und eigentlich alle sollten diese Ode an die Liebe – für den Schreibenden das Buch des Jahres – lesen, die der linke Ökologe und Publizist seiner fast 60-jährigen Ehe mit Dorine (im September dieses Jahres ist das Paar freiwillig aus dem Leben gegangen) gewidmet hat; analytisch klar, voll von ergreifenden Passagen und mit der Absicht, das fast Unbegreifliche verstehen zu wollen, in: **Brief an D.**, Geschichte einer Liebe, Rotpunktverlag 2007.



KIFFEN ODER KIRSCHEN



Tschechow, ein Kiffer?

Eine Kommune mit angeschlossener Hanfplantage und Tschechows «Kirschgarten» haben auf den ersten Blick nicht viel gemeinsam. Oder doch? Hier die bunt zusammen gewürfelte Kiffergemeinschaft, dort die grossbürgerliche russische Gesellschaft. Hier das alltägliche Chaos, dort die von Erinnerungen getragene Idylle – und doch sind die Szenarien miteinander verwandt, zumindest auf der Bühne. Sowohl über David Gieselmanns «Die Plantage» wie auch über den blühenden Kirschbäumen schwebt die Sehnsucht nach der heilen Welt, nach einem Rückzugsort, der einen ganz gehört, beide sind Heimat und Anker. Doch wie so oft bei Tschechow scheitern auch im «Kirschgarten» die Protagonistinnen und Protagonisten an der Realität. Der Besitz ist verschuldet, die Zwangsversteigerung folgt, der neue Eigentümer, ein ehemaliger Leibeigener, lässt den blühenden Garten abholzen. Das Stück endet mit dem Geheul der Motorsägen.

Und die Kommune? Den Akteuren in David Gieselmanns Stück ergeht es ähnlich wie den russischen Grundbesitzern. Das Geld ist aufgebraucht: Jahrelang lebte die Gemeinschaft von Lucies Einnahmen aus einem One-Hit-Wonder, doch nach einer desaströsen Tournee versiegt diese Quelle. Dem Bankrott folgt der Verkauf der Plantage und schliesslich rücken zum Ende des Stückes die Motorsägen den Bäumen zu Leibe. Und wie bei Tschechow stammt der Käufer aus den eigenen Reihen: Joachim, in der Computerbranche heimlich

Das Theater St.Gallen zeigt das Kifferstück «Die Plantage» auf der grossen Bühne. Ein Wagnis, könnte man meinen. Doch das Werk des jungen Deutschen David Gieselmann zeigt ungeahnte Parallelen zu klassischen Dramen. von Kristin Schmidt

zu Geld gekommen, ersteigert das Anwesen. Doch während die Kommunenbewohner aufatmen und die Rettung ihres Zufluchtsortes gekommen sehen, stellt ihn Joachim nicht etwa weiterhin allen zur Verfügung, sondern wirft, verbittert über frühere Kränkungen, die ehemaligen Wohngenossen hinaus.

«Komödie ersten Ranges»

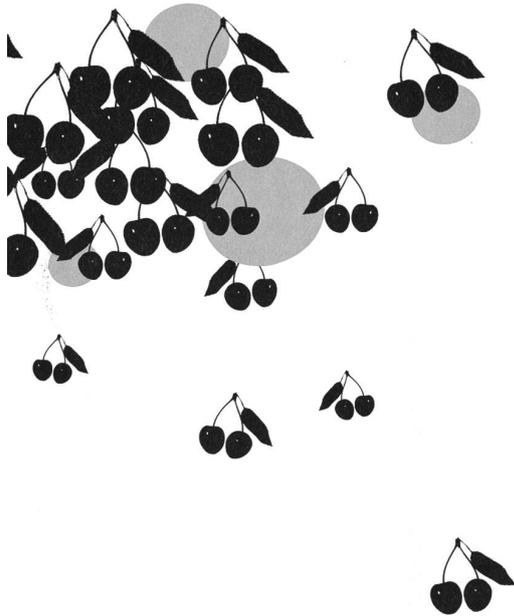
Die Ähnlichkeiten zwischen zwischen beiden Stücken sind nicht zufällig. Der junge deutsche Erfolgsautor Gieselmann lehnt die «Plantage» bewusst an den «Kirschgarten» an, überträgt ihn ins Zeitgenössische, ohne den Witz des Vorbildes zu unterschlagen. Denn trotz aller Tragik ist «Die Plantage» eine Komödie, und zwar eine «allerersten Ranges», wie Dana Csapó betont. Die Regisseurin setzt das Stück am Theater St.Gallen auf Einladung von Tim Kramer in Szene. Die 1974 geborene Deutsche hat ihren Lebensmittelpunkt für die Probenarbeit von Wien nach St.Gallen verlegt und sprüht vor Begeisterung für das Stück, und – auch das sei nicht verschwiegen – für das sehr motivierte, gute St.Galler Ensemble.

«Die Plantage» ist nicht Csapos erste Begegnung mit Gieselmann. Bereits 2005

hat sie im Rahmen eines Festivals ein Stück des Autors inszeniert. Doch handelte es sich damals um ein Stück, welches innerhalb eines Tages geschrieben und am zweiten geprobt wurde. Die Arbeit an «Plantage» ist eine ganz andere. Da ist beispielsweise die Herausforderung, mit zehn Ensemblemitgliedern zu arbeiten, die obendrein eine Tanzchoreografie im Rahmen des Stückes auf der Bühne zeigen werden.

«Die Plantage» ist ein junges, zuvor erst einmal aufgeführtes Stück eines jungen Autors und wird von einer jungen Regisseurin inszeniert. Da mag sich so mancher fragen, ob das nicht ein bisschen viel Wagnis für die grosse Bühne ist, nicht ein bisschen viel Zugeständnis an den Wunsch, vermehrt auch junges Theaterpublikum anzusprechen. Doch auch wenn es zunächst nicht so scheint: Tim Kramer hat sich mit dieser Wahl für ein klassisches Stück aus der Kategorie der Wellmade Plays entschieden. Es ist ein klassischer Fünfkakter mit einer klassischen Growing-up-Geschichte, wie sie auch ein weiteres Theaterstück der aktuellen Saison erzählt: «Hamlet». Und klassisch ist obendrein die verwendete Komödientechnik: Nicht nur der Text ist witzig, sondern auch die Handlung, besonderes Augenmerk gilt den Dialogen, und Missverständnisse würzen das Geschehen.





Arena aus Flokatiteppich

Da gilt es für Csapo besonders, die Zwischentöne nicht untergehen zu lassen, die Protagonisten nicht zu denunzieren, sondern ernst zu nehmen. Die Regisseurin legt Wert auf die Momente, in denen die Figuren in ihren Nöten, Sorgen, Wünschen und Hoffnungen verstanden werden können. So ist beispielsweise jener Joachim nicht nur der grosse Gewinner, sondern ein einsamer, verletzbarer Mensch und verliert wie überhaupt alle Bewohnerinnen und Bewohner der Kommune über der Nabelschau den Blick für die Welt jenseits der Plantage. In der Oase kreist man um sich selbst. Dafür hat Csapo gemeinsam mit der Wiener Bühnenbildnerin Andrea Hölzl ein passendes Bild entwickelt: Das Stück bewegt sich in einer Arena aus Flokatiteppich inmitten von unzähligen Dingen, aufgestapelt in übermannshohen Wandregalen, die gleichzeitig abschirmen und einengen. Es gäbe Millionen Sachen zu tun, also fängt man in der Kommune gar nicht erst damit an. Doch ewig lassen sich die Forderungen der Aussenwelt nicht verdrängen und verleugnen, im letzten Akt beginnt das grosse Aufräumen. Die Kommune ist an ihrem Ende angelangt. Und jetzt?

Theater St.Gallen. Fr 9., Mo 12., Sa 24., So 18. November, jeweils 19.30 Uhr. Sonntag, 18. November, 14.30 Uhr. Mehr Infos: www.theatersg.ch

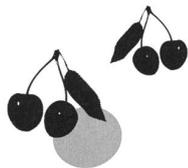


Illustration: Anna Frei



ANTON TSCHECHOW.

In St.Gallen gibt es die Museumsnacht. In Zürich zudem die Nächte der kurzen Geschichten oder Filme. Chur feiert alle Kultursparten in der selben Nacht. Schlicht «Lange Nacht» nennt sich das. Auch der im letzten Herbst mit internationalem Beifall gestartete Churer Theaterleiter Markus Luchsinger hat sich dazu ein zwölfstündiges Programm ausgedacht. Passend zum Titel des diesjährigen «Churer Herbst»-Festivals – «Nordnordost» – zeigt das Teatr Tenj aus Moskau seine eigenwillige Puppen- und Hausrats-Performance «Metamorphosen». Zudem offenbaren verschiedene Schweizer Künstler in den Garderoben und Büros, den Seiten- und Unterbühnen des Theaters Chur ihre Liebe zum grossen russischen Bühnenautor Anton Tschechow. Sie zeigen

Kurzarbeiten, die sich von seinen Erzählungen inspirieren liessen, und loten das Lebensgefühl an der Peripherie aus. «My Private Tschechow» nennt Luchsinger die Veranstaltung und verspricht seinen Gästen in der Café-Bar im oberen Foyer russische Spezialitäten und natürlich auch eisgekühlten Wodka für zwischendurch. **(sob)**

Theater Chur. Langer Samstag, 10. November, 14-2 Uhr. Mehr Infos: www.theaterchur.ch



THOMAS HÜRLIMANN.

Vor zwei Jahren zeigten Marcus Schäfer und Hans Rudolf Spühler im Rahmen von «Kultur im Bahnhof» zum ersten Mal ihre Theater-am-Tisch-Produktion zu Markus Werners Roman «Am Hang». Nun nehmen sie sich mit Thomas Hürlimann einen weiteren grossen Schweizer Autoren vor; Premiere ist wieder im Hauptbahnhof. Den Sommer über haben sich die beiden Schauspieler durch sein Werk gelesen. Zuerst beabsichtigten sie, die beiden Skandale ins Zentrum zu stellen, die Hürlimann St.Gallen 1984 mit «Grossvater und Halbbruder» und 2001 mit «Fräulein Stark» beschert hatte. Schliesslich aber entschieden sie sich für «Der grosse Kater», weil er sich für Theater am Tisch am besten eigne, wie Marcus Schäfer sagt: Der Roman

sei «geradezu filmisch» geschrieben. Die zwei Erzählstränge, die bildstarke Sprache, das Erzähltempo mit den rasanten Schnitten bieten eine ideale Voraussetzung für das «Kino im Kopf», wie es Theater am Tisch gerne ermöglicht. **(sob)**

Klubschule im Hauptbahnhof St.Gallen. Historischer Saal. Donnerstag, 28. November, 20 Uhr.



CHRISTA WOLF.

In der griechischen Sage «Orestie» von Ayschilos warnt die Seherin Cassandra die Trojaner vor dem hölzernen Pferd und damit vor dem Untergang der Stadt. Aber es wird ihr nicht geglaubt. Christa Wolf hat den antiken Stoff aus der Perspektive dieser jungen Frau in ihrem 1983 erschienen Roman «Kassandra» neu bearbeitet und lässt sie kurz vor ihrem Tod sprechen: über den Untergang der Stadt, über sich selber als Frau, über ihre Ängste, ihren Zorn und auch ihr Scheitern. Es ist die Geschichte einer Frau, die zum Objekt gemacht werden soll. Gebunden an ihren Vater und die herrschende Oberschicht erlebt sie einen schweren, langwierigen Prozess der Loslösung. Und entscheidet sich schliesslich für sich – und damit für den

Tod. Regisseurin und Schauspielerin Barbara-Magdalena Ahren hat Christa Wolfs Roman für die Bühne bearbeitet und übernimmt im Einfraustück gleich auch die Rolle der Cassandra. **(sob)**

Kellertheater Winterthur. Sa 24., Mi 28., Do 29., Fr 30. November, jeweils 20.30 Uhr, Sonntag, 25. November, 17.30 Uhr. Weitere Daten im Dezember. Mehr Infos: www.kellertheater-winterthur.ch

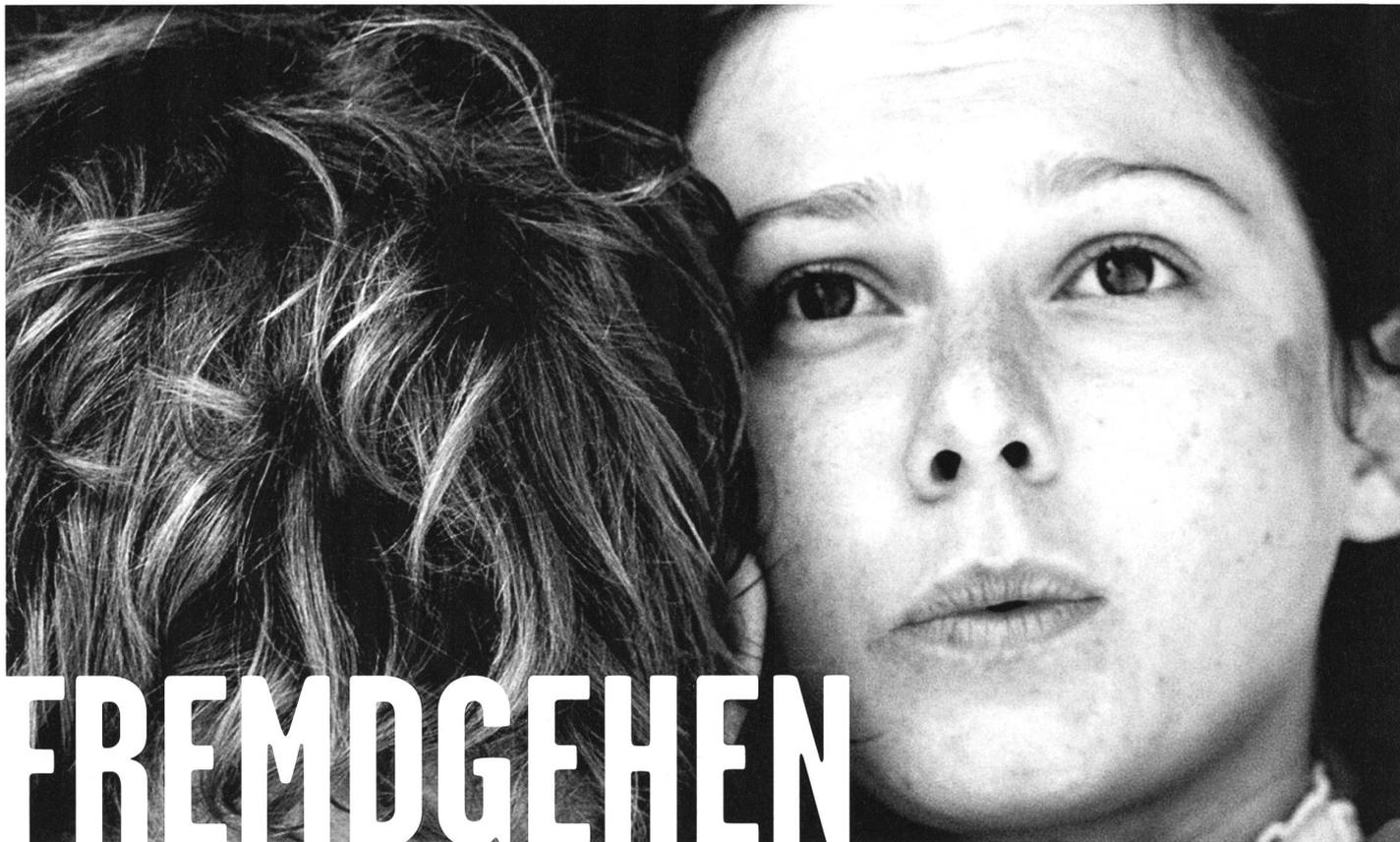


Bild: pd.

FREMDGEHEN AUF RUSSISCH

Vera und Pavel treffen sich am ausgetrockneten Flusslauf.

Regisseur Iva Vyrpaev erzählt in seinem Filmdebüt «Euphoria» eine Dreiecksgeschichte, wie sie oft erzählt wird – aber anders: Der junge Sibire schert sich nicht um dramaturgische Konventionen. Er setzt auf die archaische Kraft seiner Protagonisten und Landschaften. von David Wegmüller

Wer an der Börse arbeitet, regelmäßig Rauschgift konsumiert oder am Gummi-Seil von Brücken springt, dem mag das Gefühl der «Euphorie» geläufig sein. Viele kennen dieses «vorübergehende gesteigerte Wohlbefinden» (Universal Wörterbuch) aber nur punktuell von den Startphasen vergangener Liebschaften. Der Zustand des Verliebtseins nämlich ist der biologische Paradefall einer Euphorie: Beim Anblick der geliebten Person löst der Botenstoff Dopamin eine Aktivität im Vorderhirn aus, woraus ein intensives Hochgefühl – eben die Euphorie – entsteht. Der Haken daran – es ist bekannt: Der Spuk ist jeweils nur von kurzer Dauer.

Dass sich der sibirische Regisseur Ivan Vyrpaev dieser «emotionalen Flüchtigkeit» seines Filmtitels bewusst war, steht ausser Zweifel.

Warum, wenn nicht der puristischen Darstellung dieses Ausnahmezustandes willen, hätte er sonst auf jegliche kontextuelle Einführung seiner Charaktere verzichtet? Dass sich Vera (Polina Agureyeva) und Pavel (Maxim Ushakov) auf der Hochzeit eines gemeinsamen Bekannten kennen gelernt haben, wird nur beiläufig erwähnt. Die Vergangenheit, ihre Biografien bleiben ausgeklammert. Entscheidend scheint nur, dass jetzt, da die Handlung einsetzt und sich die beiden bei einem ausgetrockneten Flusslauf gegenüberstehen, die Dopamin-Ausschüttung bereits im Gange und nicht mehr aufzuhalten ist. Und dass Vera, die ihre Tochter Masha (Yaroslavna Serova) zum Spaziergang mitführt, ganz offensichtlich in «geordneten» Verhältnissen lebt.

Kontrollverlust im Zeitraffer

Veras Mann Valery (Mihail Okunev) wird somit zum Gehörnten, bevor er überhaupt erst erschienen ist. Ein dramaturgischer Fehlgriff, der sich deshalb nicht auswirkt, weil Vyrpaev die Konventionen handlungs- und erzähltechnischer Spannungserzeugung ohnehin zur Nebensache degradiert. Er lässt den Film «treiben», seinen eigenen Rhythmus finden. Was reine Handlung ist, bleibt funktional. Das Innenleben der Protagonisten, das Archaische und Unberechenbare hält die Spannung aufrecht. Der rein äusserliche Verlauf der Geschichte dagegen ist vorgezeichnet: Als sich Valery auf seinem Bauernhof als ruppiger Patriarch zu erkennen gibt («Vera, wie wärs mit Essen?»), schleicht sein Nebenbuhler bereits ums Haus. Fehlt nur noch, dass die kleine Masha zu nah beim Hundezwinger spielt und plötzlich mit abgebissenem Finger im Hof liegt. Sie muss sofort ins nächste Dorf gefahren und dort verarztet werden.

«Euphoria» ist eine klassische Dreiecksgeschichte, wie sie in Literatur, Theater und

SATURNO CONTROL.

Eine Gruppe von Freunden aus dem römischen Intellektuellen- und Künstlermilieu trifft sich bei der charmanten Psychologin Angelica zum Abendessen und zu geistreichen Gesprächen. Angelica und ihr Arbeitskollege Davide, ein bekannter Erfolgsautor, bilden dabei das bewunderte Zentrum der Gruppe. Während des



Essens sinkt plötzlich Davides junger Lebenspartner Lorenzo auf seinem Stuhl zusammen und muss ins Spital eingeliefert werden, wo er nach wenigen Tagen im Koma stirbt, ohne das Bewusstsein wieder erlangt zu haben. Sein unerwarteter Tod lässt die Zurückgebliebenen ihre Lebenssituationen neu überdenken. Wie bereits in «Le fate ignoranti», mit dem Ozpetek hierzulande bekannt wurde, versammelt der Regisseur ein herausragendes Schauspielensemble. Was «Saturno

control» auszeichnet, ist die Heiterkeit und Wärme, die trotz des ernsten Themas immer wieder aufblitzen. Denn Ozpetek versteht es, Tragik und Humor mit leichter Hand zu verbinden. Die Italianità und die schöne Kameraarbeit machen «Saturno control» zu einem sinnlichen Erlebnis. **[sm]**

«Saturno Control» läuft im November im Kinok St.Gallen. Genaue Spieldaten siehe Kalender.

CINECLUB VERREIST.

Keine Sorge: Der Cineclub St.Gallen darf auch nach der Übernahme der städtischen Kinos durch die Kitag im Storchchen bleiben. Trotzdem stehen die elf Filmabende, die bis Mitte März jeden zweiten Mittwoch stattfinden, dieses Jahr unter dem Thema «partir»: verreisen. Gemeint sind hier sowohl die realen, äusseren Reisen als auch die inneren. Oft steht die Sehnsucht nach der Ferne im Mittelpunkt, aber tatsächlich aufgebrochen wird selten. «Travellers and magicians» zum Beispiel erzählt die Geschichte eines jungen Offiziers aus Bhutan, der vom grossen Glück in Amerika träumt, dort aber nach der Begegnung mit einem jungen Mönch gar nicht mehr hin will – übrigens der erste ganz in Bhutan gedrehte Spielfilm. Oder Kolia, der junge, lebenslustige Russe, erzählt im Spielfilm «Oblako Rai» seinem Freund aus lauter Langeweile, dass er wegziehen werde, in den fernen Osten. Von den Folgen seiner kleinen Lügengeschichte wird er bald überrollt; in die Trägheit des Vorstadtquartiers kommt jedoch endlich Leben. Und schliesslich findet sogar der grosse Schweizer Heimweh-Klassiker «Heidi» in die «partir»-Reihe. Am zweiten Dezember werden zwei Versionen von Johanna Spyris Geschichte gezeigt: die Schwarzweiss-Variante von Luigi Comencini aus dem Jahre 1952 und Markus Imboden's «Heidi» von 2000. – Noch immer kostet der Mitgliederbeitrag für elf Filme 99 Franken. Es darf auch erst beim zweiten Film eingestiegen werden. Und falls der frisch renovierte Storchchen-Saal nicht schon voll ist, gibts auch Restkarten für einen Abend zu kaufen. **[sab]**

Die noch zehn übrigen **Cineclub-Filme** laufen bis Mitte März im Kino Storchchen St.Gallen, jeden zweiten Mittwoch. Genaue Spieldaten siehe Kalender oder www.cineclub-sg.ch

AUFWÄRMEN FÜR EM 08.

Bald rücken die Schweiz und Österreich sportlich zusammen; kommenden Juni findet die gemeinsame Fussball-Europameisterschaft statt. An den Kurzfilmtagen Winterthur ist das östliche Nachbarland schon jetzt ein grosses Thema. Anders als im Fussball kann Österreich im Kurzfilm nämlich locker mit der Weltspitze mithalten. Vor allem im Bereich des Experimentellen gehören sie zu den Leadern. In Zusammenarbeit mit renommierten österreichischen Kuratorinnen und Kuratoren ermöglichen die Winterthurer einen Überblick: Birgit Flos, Intendantin der Diagonale Graz, zeigt in «Arbeit(s)räume» aktuelle Kurzspielfilme, Constantin Wulff präsentiert kurze Dokumentarfilme («Facts & Fiction»), Gerald Weber von sixpackfilm zeigt Experimentelles rund ums Thema der Körper-Performance («Ruhelose Körper»), und das Kurzfilmtage-Team ergänzt das Programm mit «Fremde Blicke, verdrehte Augen», sechs Experimentalfilm-Glanzstücken. **[sab]**

Die elften **Kurzfilmtage Winterthur** finden vom 7. bis 11. November im Casinotheater, Kino Palace und in der Coalmine statt. Mehr Infos: www.kurzfilmtage.ch



Kino immer wieder erzählt wird – und immer wieder von Neuem eine seltsame Kraft entfalten. Wenn Vera und Pavel in einer dunkelblauen Nacht gemeinsam den Hund vergraben, den Valery nach der Bissattacke erschossen hat, mag das ebenso kitschig wirken, wie wenn Valery wild vor Eifersucht eine Kuh niederstreckt. Dennoch wirkt in beiden Fällen der menschliche Kontrollverlust erschreckend – oder vielleicht krankhaft euphorisierend? Dass der Regisseur an genau diesen Stellen den Zeitraffer als stilistisches Mittel einsetzt, zeigt, wie sorgfältig (und teilweise auch kreativ) er den Film komponiert hat. Die fast schon beckett-mässigen Hybrid-Dialoge («Was ist das?» – «Ich weiss nicht.») sind ebenfalls Teil dieser Zwischenebene. Sie zeigen, dass das Gefühl der Euphorie sich sprachlich nicht fassen lässt. Als eine Art russischer Neo-Nihilismus dürfen sie aber auch ironisch verstanden werden: «Hast du Angst vor Gewitter?» – «Nein.» – «Weshalb schaut du denn so verängstigt?» – «Ich habe Angst.»

Fluss Don als Protagonist

«Euphoria» ist das Filmdebüt des 33-jährigen Ivan Vyrypaev – derzeit einer der gefragtesten Schauspieler und Regisseure am russischen Theater. Gedreht wurde der Film im Südwesten des europäischen Teils Russlands, in der Grassteppe rund um den Fluss Don. «Der majestätische Don ist stiller Zeuge der Leidenschaft von Pavel und Vera», meinte der Regisseur zur Funktion der Kulisse. Eine grobe Untertreibung, wenn man bedenkt, dass fast ein Drittel des Films reine Kamerafahrten (meist nah über dem Boden, aber vom Helikopter gefilmt) über weisse Strassen, Zwergstrauchfelder und entlang des Flussufers ausmachen. Der Don und die ihn umgebende Vegetation sind integraler Teil des Films – und damit auch der tiefgreifenden emotionalen Verstrickungen, in denen sich die Protagonistinnen und Protagonisten befinden. Unterstützt vom sehnsüchtigen musikalischen Leitmotiv (Komponist: Aydar Gainullin) stehen Mensch und Natur im Zwielficht euphorischen Hochgefühls und verwilderter Leidenschaft. Auch beim Publikum mag sich trotz der sehr stilisierten Bildsprache ein erhabenes «Erschauern» einstellen – und dies ist ja, gemäss Schiller, immerhin «ein gemischtes Gefühl; eine Zusammensetzung von Wehsein und von Frohsein».

«Euphoria» läuft im November im Kinok St.Gallen. Spieldaten siehe Kalender.

saiten FÜLLT

**> DAS VOLLE PROGRAMM
BIS DEZEMBER 2008
AB 60 FRANKEN**

> TELEFONISCH ODER IM NETZ:

> 071 222 30 66, SEKRETARIAT@SAITEN.CH

> ODER WWW.SAITEN.CH



SAITEN BESTELLEN: 60 FRANKEN
SAITEN UNTERSTÜTZEN: 90 FRANKEN
SAITEN-GÖNNER/IN: AB 250 FRANKEN

WIEDER >



**EINMAL IM MONAT AUCH LIEBEND
GERNE IHREN BRIEFKASTEN.**

INFOS ZUM LEEREN OKTOBERHEFT: AUCH IM EDITORIAL, SEITE 3.



Der Schwede Björn Kleinhenz eröffnet das Mariaberg in Rorschach.

Der Verein Kulturbrauerei Rorschach eröffnet Anfang November im Mariaberg den Nachfolger des Hafenbuffets. Der Besuch im neuen Lokal zeigt: Den jungen Veranstalterinnen und Veranstaltern weht in der Rorschacher Hafenmeile eine steife Brise entgegen. von Nathalie Grand

Die Stimmung ist aufgeräumt: Wie fleissige Bienen schwirren rund ein Dutzend junge Rorschacherinnen und Rorschacher durch das Mariaberg, montieren Leinwände, richten kalte Getränke und rücken auf den Stehtischen Salzgebäck zurecht. Die im Schnitt 21-jährigen Kulturmacher und Kulturmacherinnen haben ihre neuen Nachbarn eingeladen, um sich und ihr Konzept vorzustellen. Gekommen sind am Samstag Mitte Oktober rund zwanzig und der Stadtpräsident Thomas Müller. Sie seien keine Randständigen und wollten nicht abseits stehen, auch die Jugend hätte in Rorschach eine Existenzberechtigung, erklären die Mitglieder des Vereins Kulturbrauerei Rorschach. Über ein Jahr haben sie gesucht, bis nach der Schliessung des Hafenbuffets im Mai 2006 im Mariaberg ein neuer Raum gefunden wurde. Schnell

UNPLUGGED WIE DER MÄNNERCHOR

wird klar, dass die Kulturmacher und Kulturmacherinnen bei den Anwohnern wenig Kredit haben. Von «wahnsinnigen Zuständen», «Krawallbrüdern» und «Störefrieden» ist die Rede. «Wir sind dem Hafenbuffet nach jener Radaunacht hart an den Karren gefahren», sagt Stadtpräsident Thomas Müller. «Doch die Jugend braucht einen Ort in Rorschach. Das ist eine Frage der Identifikation. Sonst wandern sie nach St.Gallen ab.»

Choral statt Björn

Punkkonzerte werde es im Mariaberg keine geben, versichert Vereins-Präsident Philipp Bättig. Betont aber, dass Rorschach dank dem Hafenbuffet positiv wahrgenommen worden sei. Bei den Konzertagenturen stünden die Türen immer noch weit offen. Das offizielle Rorschach denkt anders: A-Cappella-Festival,

Lesungen in der Badhütte, Sandskulpturen-Festival und Vampirball werden als Kulturangebot der Stadt am See angepriesen. Doch wo bleibt die urbane Kultur für die jüngere und mittlere Generation? Choralmusik zu Allerheiligen auf dem Friedhof und eine szenische Lesung auf Schloss Wartegg sind im lokalen Veranstaltungskalender für den 1. November notiert. Kein Wort über das neue Kulturlokal Mariaberg, das am selben Tag mit dem Konzert des schwedischen Singer-Songwriters Björn Kleinhenz eröffnet.

Die Hafenstadt bietet nicht nur kulturell ein wenig erfreuliches Bild. Leere Ladenlokale und Imbissbuden statt einladende Cafés und flanierende Menschen. Und das Hafenbuffet? Die Nostalgie ist gross. Noch im Februar schrieb ein ehemaliger Besucher auf die Homepage des Hafenbuffets: «Ver-

dammt, wann wird denn endlich dieses Buffet gestürmt und noch einmal gerockt. Wie wäre es am 12. Mai? Grabenhalle ist nicht Hafenbuffet: Schnappt Gitarre und Xylophon, Verstärker und Mikrofone, Tanzpartnerin und Tanzpartner; verlegt die Hafenbuffet-Adé-Party ins Hafenbuffet! Nein, noch mehr: Verwandelt sie in ein neues Eröffnungsfest!» Dieser Traum ist wohl definitiv ausgeträumt: 16 Monaten nach dem «Sendeschluss» herrscht gähnende Leere, das Hafenbuffet wartet mit hängenden Jalousien auf eine neue Bestimmung. Und die ehemaligen Hafendarbeiter mischen heute im Palace, in der Grabenhalle oder eben im Mariaberg mit.

Gute Ohren in Rorschach

Dem neuen Besitzer des Hafenbuffets gehört – wie so vieles in Rorschach – auch der ehemalige Nachtclub Mariaberg an der Hauptstrasse. Doch ein Kulturförderer? Die Miete ist hoch (und soll nach einem Probejahr steigen), die Kosten für Lärmschutzmassnahmen sind enorm. Mit 10'000 Franken unterstützt der Kanton St.Gallen den jungen Kulturbetrieb in der Rorschacher Altstadt. Ein Unterstützungsgesuch bei der Stadt ist noch hängig. Die Wände des knapp hundertjährigen Gebäudes scheinen Ohren zu haben: «Das Kulturlokal ist zum Sterben verurteilt», meint die Besitzerin eines Kleidergeschäfts. Der Schall dringt durch die Häuser. «Wir haben Angst vor lauter Musik», sagen die Nachbarn, und: «Spielt die Musik doch unplugged, wie früher der Männerchor.» Von Dienstag bis Freitag will der Verein Kulturbrauerei im vorderen Teil des Mariabergs einen Barbetrieb führen und Filme zeigen. Ein Treffpunkt für alle soll es werden. An den Wochenenden gibt es Indie-Sound, Lesungen und regionale Bands zu hören. Ein vergleichsweise harmloses Programm für ein Haus, in dem über Jahrzehnte viele Bands aufgetreten sind und in seinen Nachtclub-Zeiten wegen ausländischer Tänzerinnen und käuflicher Liebe für Schlagzeilen sorgte.

«Und wann ist dann jeweils Schluss mit der lauten Musik?», will ein Nachbar wissen. Um Mitternacht sei unter der Woche Schliessungszeit und am Freitag und Samstag nachts um ein Uhr, belehrt der Stadtpräsident. Es hätte schlimmer kommen können: Das Bundesgericht hat nämlich kürzlich einen Entscheid des Luzerner Obergerichts gestützt, wonach im alternativen Kulturzentrum Boa in Luzern ab 23 Uhr aus Rücksicht auf die Anwohner und Anwohnerinnen keine Veranstaltungen und kein Barbetrieb mehr stattfinden dürfen. Wie es so weit kommen konnte? Der Luzerner Stadtrat hat 1999 eine Umzonung des Nachbargrundstücks von der Gewerbezone in die Wohn- und Geschäftszone bewilligt.

Mariaberg Rorschach. Eröffnung mit Björn Kleinhenz am 1. November. Mehr Infos: www.maberg.ch



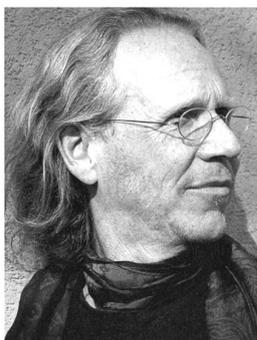
AVANTGARDE IM ROCK-LAUF.

Unvergessen ihr Auftritt 1997 am allerletzten Uferlos-Festival Rorschach, und wunderbar nachhallend auch ihr Konzert diesen Juni in der zwiespältigen Webster Hall in New York: **The Sea and Cake** muss man erwischen, wo immer man kann, zumal jetzt, wo die stets mit der Avantgarde liebäugelnden Pop-Architekten auf «Everybody» ihr Werk auf den Punkt und sich selber in den Rock-Lauf gebracht haben. Eine Lieblingsband sehr vieler Musikjournalisten (siehe letzte

WOZ-Musikbeilage, wo die Scheibe gleich doppelt bejauchzt wurde), aller Katzenliebhaberinnen und mancher Haltsuchender in einer rastlosen Zeit. Wenn Sam Prekop faucht, Archer Prewitt akkordbaut, John McEntire wirbelt (ja, von Tortoise!) und Eric Claridge basstrepfensteigt, kann man nur mit offenem Mund die Ohren spitzen. Hinweis für Kenner: Die spielen neuerdings sogar ihre frühen Meisterlieder wie «Jacking the Ball». Das ist wirklich der Fünfer und das Weggli, also Meer und Kuchen. (mel)

Gaswerk Winterthur. Montag, 5. November, 21 Uhr.

Mehr Infos: www.gaswerk.ch



KLANGRECHERCHE MIT DOPPELCHOR.

Zeitgenössische Klassik, sonst ein Minderheitenprogramm, gibt es diesen Herbst gleich mehrfach. Alfons Karl Zwicker hat sein «Weltliches Requiem» zur Uraufführung gebracht, Fritz Voegelin sein Violinkonzert. Peter Roth kündigt für Dezember ein Werk auf Bilder von Willy Fries an. Und **Paul Giger**, der renommierte Geiger und Komponist, hat ein Auftragswerk für Doppelchor geschrieben: «Pert Em Hru». Der Name bezeichnet das ägyptische Totenbuch, wörtlich heisst der Titel «Vom Hinaustrreten der Seele ins volle Tageslicht». Aus dem Reich am Nil sind auf Papyrus zahlreiche Texte überliefert, die den Toten als Begleitung mitgegeben wurden auf dem Weg ins Jenseits. Eine Auswahl dieser Texte hat Giger vertont und verbindet sie mit der mittelalterlichen Klostermusik, der Gregorianik: unter anderem der Notker

Balbulus zugeschriebenen Antiphon «Media vita in morte sumus» sowie dem «Dies irae». Giger kennt man einerseits als spirituellen wie experimentierfreudigen Geiger («Chartres») und Volksmusiker, andererseits hat er eine Reihe geistlicher Kompositionen geschaffen, darunter Chorwerke wie «O ignis» oder «Tropus». Sein jüngstes Werk «Pert Em Hru» steht im Zentrum eines als Klangrecherche angelegten Konzerts des Tablater Konzertchors und des Collegium Vocale St.Gallen. Die gewaltige Akustik des Kirchenraums soll erforscht und erlebbar werden im Wechselgesang der Chöre. Am Ende kommen die Chöre in der Mitte zusammen und führen dort ein weiteres vielstimmiges Werk auf: die a cappella-Messe des Westschweizer Komponisten Frank Martin aus dem Jahr 1922. (ps)

Kathedrale St.Gallen. Samstag, 10. November, 19.15 Uhr.

Klosterkirche Neu St.Johann. Sonntag 11. November, 17 Uhr.

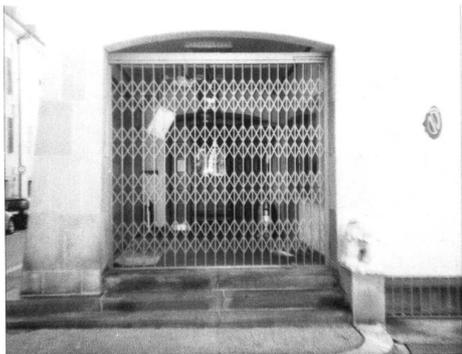


HYSTERIE MIT PARTY-SCHNAUZ.

Eugene Hütz aus der Ukraine zog nach der Reaktor-Katastrophe von Tschernobyl nach New York, liess sich einen Schnauz wachsen, zog schrille Klamotten an und gründete 1999 zusammen mit einem «einsamen Amerikaner» die Gipsy-Punk-Kapelle **Gogol Bordello**. Hütz bewies eine feine Nase, denn sieben Jahre später sorgen auch das «Wunderkind» Beirut, A Hawk And A Hacksaw und andere amerikanische Balkan-Folker für Furore in den WG-Zimmern der Freak-Folk-Kids und für volle Konzertsäle. Im Gegensatz zu den ernsthafteren und melancholischen Kollegen macht Hütz aber lieber den Max – Gogol Bordellos Shows leben von der Exaltiertheit der acht Bandmitglieder. Nebst den doch eher trivialen Instrumenten wie Gitarre, Akkordeon, Schlagzeug und Saxophon stehen mit der Chaotenbande nicht selten

auch Zirkusartisten, Chöre und Bläusersätze auf der Bühne. Mit ihnen brüllen und schwitzen sie die Konzertparty vorwärts. (js)

Salzhaus Winterthur. Mittwoch, 21. November, 19 Uhr. Mehr Infos: www.salzhaus.ch oder www.myspace.com/gogol_goes_salzhaus



Hier spielt die Musik: die St.Galler Party-Tempel.

Bild: Michael Schoch

CHRRRRRRR TSCHHHH FIEEEEP

Saiten: St.Gallen mausert sich zur Partystadt. Das hiesige Musikgeschehen war früher vielseitiger, nicht wahr?

Norbert Möslang: Ja, das hängt vermutlich damit zusammen, dass das Publikum zurzeit nicht sehr offen ist. Mitte oder Ende der Neunziger waren die Leute neugieriger. Jedoch nicht nur in St.Gallen.

Aber es war die Zeit der so genannten «Generation X», der Jugend ohne Hoffnung ...

Schon, aber wir spielten damals zum Beispiel mit Voice Crack im Rohstofflager in Zürich vor fünfhundert Leuten. Das gäbe es heute nicht mehr. Es gibt noch solche Veranstaltungen, da hat es dann aber fünfzehn bis zwanzig Besucherinnen und Besucher.

Du sprichst von experimenteller Musik?

Von einer Elektroszene, die neue Sachen ausprobiert. Ich spreche nicht gern von experimenteller Musik, das hat einen seltsamen Beigeschmack.

Was war denn früher anders?

Damals gab es eine junge Generation, die aktiv Musik machte, sich aber auch für die Geschichte interessierte. Es gibt immer ein Vorher.

Wieso ist dieses Interesse stagniert?

Das sind Wellenbewegungen. In den Neunzigern, während der Technobewegung, merkten die Leute, dass es das nicht gewesen sein kann. Sie stiessen durch Neugierde auf anderes. Es gibt Phasen, in denen das Bekannte gefragt ist. Zurzeit nehme ich es so wahr. Mit dem Palace verschiebt es sich ein wenig. Auch wenn das Programm nicht ausgesprochen experimentell ist.

Gibt es denn diese Orte noch?

In Zürich zum Beispiel der Walcheturm oder die Werkstatt für experimentelle Musik. Aber der Publikumsandrang ist nicht gross.

In St.Gallen öffnet ein kommerzieller Tanzclub nach dem anderen. Wo bleibt die experimentelle Musik? Der St.Galler Musiker und Künstler Norbert Möslang plädiert für ein Geschichtsbewusstsein und die immer währende Neugierde.

von Johannes Stieger

Verfolgst du die hiesige Szene?

Ich versuche sie wahrzunehmen. Finde es zum Beispiel gut, dass mit Animal Collective aus New York eine Gruppe in der Stadt gespielt hat, die Dinge von früher aufnimmt und daraus etwas Neues macht.

Entwickelt sich die Musik weiter, oder wird nur wiederverwertet?

Diese Frage kommt immer wieder auf. Ich bin mir nicht sicher, wie weit man überhaupt Neues schaffen kann. Neues entsteht immer durch die Kombination von Bestehendem. Zum Beispiel Black Dice aus New York: Die nehmen Elemente aus verschiedenen Richtungen auf und bringen sie in eine neue Form. In der Schweiz habe ich noch keine Gruppe gehört, die etwas in dieser Art macht.

Was machen solche Bands anders?

Vermutlich hat es mit dem Geschichtsbewusstsein zu tun. Leute, die so arbeiten, knüpfen an die Experimentierfreudigkeit an,

die in den Siebzigern geherrscht hat. Sie probieren aus. Elektronische Musik gibt es seit dem Zweiten Weltkrieg. Es gab Künstler wie Stockhausen, die den Sound vom kleinsten Partikel an selbst aufbauten. Und dann gab es die anderen, Pierre Schaeffer zum Beispiel, die mit aufgenommenen Geräuschen arbeiteten. In den Sechzigern, floss dann die elektronische Musik in den Pop ein.

Mit den heutigen technischen Möglichkeiten ist fast alles möglich. Da erwartet man doch mehr.

Nur weil das Instrument da ist, heisst das nicht, dass man es auch ausnutzen kann. Es ist wichtig, eine eigene Stimme zu entwickeln. Das ist ja in allen künstlerischen Bereichen so. Am besten, man gleicht das Lokale mit dem ab, was in der Welt passiert.

Wieso entsteht hier so wenig ungewohnte Musik?

Die Stadt hat einiges verschlafen. Auch wenn es sich in der Zwischenzeit ein wenig verbessert hat. Es gibt hier wenig Leute, die sich einerseits intensiv mit der Musikgeschichte befassen und andererseits mit dem, was aktuell läuft. In einer grösseren Stadt würde man natürlich mehr mitbekommen, wenn man einer Sache gezielt nachgeht.

Wäre es nicht die Aufgabe der Clubs, die äussere Stimme in die Stadt zu bringen?

Clubs stehen immer dazwischen. Sie müssen rentieren, wollen aber auch ein gutes Programm zusammenstellen. Eine Strategie wäre, dass man Sachen mischt. Mit Voice Crack spielten wir auch vor Sonic Youth, und einige blieben dann hängen.

Wäre dies die richtige Art zu fördern: jungen Musikern vermitteln, was es sonst gibt – satt ihnen Geld zu geben?

Die Leute an den Ort holen, ist immer gut. Geld verteilen ist aber auch wichtig. So kann man sich ein gutes Gerät selber bauen oder kaufen. Aber ich denke, wichtig sind vor allem die Auftrittsmöglichkeiten.

Die fehlen hier?

Die gibt es, aber die Stadt ist nun mal nicht gross. Wobei hier im Vergleich zu ähnlichen Städten in Deutschland eher viel läuft.

Fehlt der Ehrgeiz?

Vielleicht sind zu wenige extrem in ihrer Arbeitsweise – und zu wenige interessieren sich für die Extreme. In der Schweiz ist schnell etwas radikal. Ein grosses Problem ist auch, dass viele von hier wegziehen. An dem krankt die Stadt.

Kann man das in den Griff bekommen?

Man muss lernen, damit zu leben.

Als Stadt oder als Künstler?

Beides. Ich rede nicht nur als Künstler, son-

dern auch als Besucher. Aber es stellt einen auf, dass immer wieder Orte entstehen, an denen gutes Zeug läuft.

Wie meinst du das vorhin, die Stadt habe es verschlafen?

Ich denke, dass die Stadt bei der Förderung flexibler sein und schneller reagieren sollte. Die «Leuchttürme» sind nämlich bereits da, man muss sie nur sehen. Die meisten guten Dinge entstehen aus einem Vakuum heraus. Zu Beginn ist die Energie da, und manchmal ist sie wieder weg. Das ist normal. Aber diese Energie kann mit zu viel Geld eingeschlafert werden – provokativ gesagt. Wichtig ist, dass es einen finanziellen Grundstock gibt, damit die Leute nicht gratis arbeiten müssen und deswegen wegziehen.

Hast du dir den Wegzug auch schon überlegt?

Ich hab schnell gesehen, dass es schwierig ist, mit meiner künstlerischen Arbeit den Lebensunterhalt zu finanzieren. Auf der einen Seite stehe ich hier auf dem Boden, und auf der anderen Seite komme ich viel zum Reisen und erhalte dadurch Inputs.

Die Strategie wäre also, St.Gallen als Basis zu haben, um von hier die Welt zu bereisen?

Das ist eine Möglichkeit. Strategien zu verallgemeinern, ist aber meistens falsch. Für mich bedeutet es, dass ich viel arbeiten muss, aber solange es Spass macht, ist es kein Problem.

Siehst du hier Leute, die in eine interessante, vielleicht extreme Richtung gehen?

Ich fand jene Zeit vor drei Jahren sehr spannend, als Göldin, Bit-Tuner und Georg Gatsas noch hier waren. Es ist schwierig, Namen zu nennen. Ich sehe offen gesagt selten etwas, das mich umhaut.

Ich habe das Gefühl, es gibt hier viele eigensinnige Leute, die einer Sache nachgehen ...

Ja, die gibt es. Die haben aber künstlerisch deshalb bestanden, weil sie nach draussen gegangen sind. Für die anderen reicht es vielleicht, Lokalmatadoren zu sein.

Um Pfahlbauer zu zitieren: Wenn man es hier schafft, schafft man es überall ...

Ich würde es umgekehrt sagen. Wenn man es ausserhalb schafft, schafft man es auch in St.Gallen. Es ist logisch, dass man erst im näheren Umkreis schaut, ob die Arbeit ankommt. Es gibt aber auch die andere Strategie: Man schaut, was nicht ankommt und probiert es dann ausserhalb. Dort funktioniert es vielleicht.

Was empfindest du, wenn du durch die St.Galler Party-meile, die Brühlgasse, gehst?

Ich nehme es zur Kenntnis, passe auf, dass ich mit dem Velo nicht auf Scherben fahre. Neugierde kann man den Leuten nicht ein-

pflanzen. Das bezieht sich nicht nur auf die Musik, das ist im Theater oder bei der bildenden Kunst dasselbe. Man kann ja auch auf Pflanzen abfahren. Mit Neugierde meine ich auch die Offenheit, dass man an Veranstaltungen geht, von denen man nicht weiss, was einen erwartet.

Kann das gefördert werden?

Dieses Interesse muss geweckt werden. Es ist sicher gut, wenn Clubs Sachen bringen, die ungewohnt sind.

Das spricht aber dafür, dass man Orte und Räume flexibel hält, sie nicht zehn Jahre behauptet, sondern nur fünf ...

Das Kinok macht seine Sache doch auch schon über zwanzig Jahre und noch immer sehr gut. Vielleicht aus Konkurrenzdruck oder weil sie neue Leute nachziehen.

Kann man die Brühlgasse auch als Chance sehen?

Dass sich Leute über etwas nerven und darauf hin etwas Neues machen gibt es immer. Das ist eben das Gute am Vakuum.

Der Verein «Kultur onderem Bomm» löste sich Ende September auf. Er unterstützte 15 Jahre lang die «junge Kultur» St.Gallens. Aus diesem Anlass wirft Saiten einen Blick aufs lokale Musikschaffen. Letztes Mal waren wir in vier Proberäumen, nächstes Mal schauen wir die Förderungsinstrumente ein wenig genauer an.



Bild: Georg Gatsas

Norbert Möslang, 1952, ist Künstler und Musiker und wohnt in St.Gallen. Seinen Lebensunterhalt verdient er als Geigenbauer. Er war gut dreissig Jahre lang mit Andy Guhl unter dem Namen Voice Crack unterwegs. Das Duo hatte erheblichen Einfluss auf internationale Bands und die «experimentelle Musik». Im Jahr 2002 lösten sie das Projekt auf.

MOITULOVERA

MARTEL AG ST.GALLEN

FASZINATION WEIN KULTUR
www.martel.ch

Martel AG St.Gallen Poststrasse 11 9001 St.Gallen Telefon 071 226 94 00

Songs downloaden und
die Kreditkarte gratis dazu.

Exclusive Cooperation
euro26.ch
Have a good time!

Exclusive Cooperation
iTunes

Exklusiver Zugang zum iTunes Music Store, die Kreditkarte zum Nulltarif und dank der Gratis-Mitgliedschaft bei Euro<26 von Vergünstigungen in ausgewählten Skigebieten profitieren. Mit UBS Campus, dem neuen All-in-one-Angebot für Studierende. Jetzt Konto eröffnen.

www.ubs.com/young

 UBS

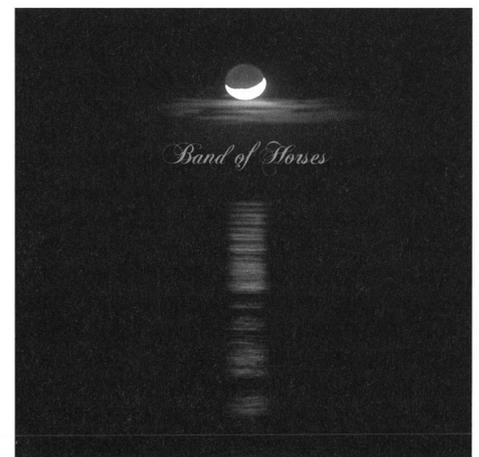
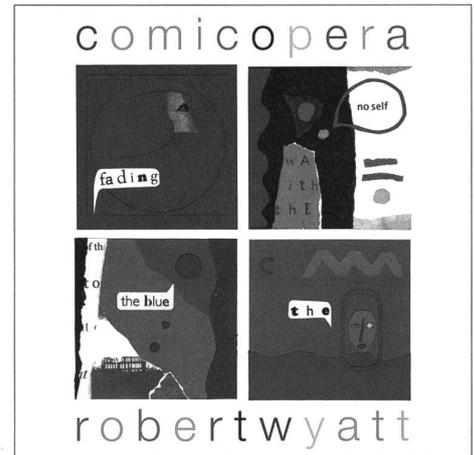
© UBS 2006. Alle Rechte vorbehalten.

ROBERT WYATT. War es der Wunsch, fliegen zu können, der 1973 den legendären Soft-Machine-Schlagzeuger in den Rollstuhl zwang? Wer weiss eigentlich schon, ob Ikarus kurz vor dem tödlichen Aufprall doch noch fliegen lernte? Die Rock'n'Roll-Geschichte ist «reich» an schweren Schicksalsschlägen, Drogenopfern und Verzweifelten. «It's better to burn out than to fade away», sang Neil Young 1979. Robert Wyatt ist heute eine weissbärtige und -haarige Kultfigur – und im kommerziellen Musikbiz steht er eh einzigartig da. Der 62-Jährige als weiser abgeklärter Beatnik: eine schöne Vision! «Wyatting» geistert heimlich als Begriff durch Blogs und Magazine und beschreibt die Praxis, Beizengäste mit dem Klang eigentümlicher Songs aus der Jukebox auf die Strasse rauszuekeln. Der Multi-instrumentalist und eingeffleischte Marxist macht seit 36 Jahren Soloplaten, die jede konventionelle Annäherung an Musik sabotieren. Seine Songkonstrukte sind der E-Musik und dem Jazz näher als jedem austauschbaren Pop-Format. Er hat für die arbeitslosen Bergarbeiter und gegen den Falkland-Krieg gesungen und dafür noch die staubigsten Protestlieder in Freiheitshymnen zurückverwandelt. Dafür allein hätte er einen Oscar verdient. Wyatts neuestes Opus «Comicoopera» (Musikvertrieb) hat viel Herbstlaub aufgewirbelt. Kaum ein seriöses Feuilleton ist aufzufinden, das ihn mit Schweigen bestrafte. Und das völlig zu Recht! Wer den englischen Kauz und seine sphärische Musik schon immer liebte, versinkt in den 16 Songs dieser an keine irdische Zeit gebundenen Platte. Tagträumt in den schweren Ambientschleifen, im theatralischen Sprechgesang und verliert sich in den ambitionierten Experimenten zwischen Folk, Kammermusik, Pop und Jazz. Um abschliessend einen schönen Satz von Hermann Hesse über Robert Walser zu paraphrasieren: Würden die Menschen dieser und kommender Zeiten mehr Robert-Wyatt-Platten hören, gäbe es weniger Krieg auf der Welt.

TWO GALLANTS. Eine tolle Scheibe aus dem Hause Saddle Creek im Briefkasten: Das stimmt vorweihnächtlich. Bereits beim ersten Hördurchgang stellt sich Begeisterung ein. Die beiden Kalifornier Adam Stephens und Tyson Vogel waren schon in den Sandkästen von San Francisco dicke Kumpels und wissen daher um die magische Kraft einer fast lebenslangen Freundschaft. Könnte sogar sein, dass dieses starke Bündnis das Geheimnis des ureigenen Sounds ihrer Band Two Gallants ist. Benannt nach einer Story von James Joyce und «nur» mit Gitarre, Mundharmonika und Schlagzeug bewaffnet, haben es sich die beiden Kavaliere unter der kalifornischen Sonne

gemütlich gemacht. Dieser Platz ist genau richtig, um musikalische Westernstories voll Blut, Schweiß und Tränen zu krächzen. «Two Gallants» (Irascible) ist ein typisch amerikanisches Album, das den Blues so mächtig gewaltig intus hat. Staubiger Rootsrock an der Schnittstelle von Folk, Punk und Indie könnte man die Mischung nennen, und diese klingt nach vier Bandjahren und zwei Vorgängeralben inzwischen erstaunlich dylanesk und reif. Erfrischend ist ihr musikalischer Minimalismus allemal. Mit wenigen Ausnahmen: Für einen Schmachtfetzen wird auch mal das Cello ausgepackt (besonders betörend: «Trembling of the rose»!). Die düstere, lyrische Tiefe der Songtexte (über das Leiden, die Einsamkeit etc.) verhindert, dass die Atmosphäre ins allzu Heimelige kippt. Innerhalb des immer noch mächtig boomenden Genres Neo-Folk musizieren Two Gallants jedenfalls origineller als viele der zahlreichen neueren Bands und dank der facettenreichen Zusammensetzung ihrer Einflüsse auch angenehm kantig und vierschrotig.

BAND OF HORSES. Amerika, Part Two: Sind Two Gallants eher als «Kellerkinder» zu bezeichnen, wird diese Truppe einmal ganze Stadien umarmen. Band Of Horses wollen Berge besteigen und Kathedralen beschmücken. Sie schicken sich an, die Weltmeere zu umsegeln und gegen das Mondlicht zu jaulen. So altklug, erhaben und majestätisch klingen die Songs auf «Cease To Begin» (Irascible), dass einen die paar Glückshormone nicht reuen müssen, die man schon bei Beginn verschwendet. Aber Obacht: Vertraut nicht allzu sehr den Medien-Stimmen, die im Vorfeld des Release einmal mehr von «Indie-Perlen» schwadronieren! Es sind meinetwegen Pop-Perlen, aber mit Indie hat die Musik von Band Of Horses wenig bis gar nichts am Hut. Wenn «No one's gonna love you» durch die Boxen süssholzraspelt, klingt das schon verdächtig nahe am typisch britischen Stadionrock. Dies soll jetzt aber nicht nur negativ verstanden werden, denn so lange die Jungs aus South Carolina nicht vergessen, gute Songs zu schreiben (und das tun sie auf «Cease To Begin»), ist ihnen aller zukünftiger Erfolg sehr zu gönnen. Ben Bridwell, Songwriter und Kopf der Band, zählt Sam Beam von Iron And Wine zu seinen Freunden und wurde mit Bands wie Mudhoney sozialisiert. Keine schlechten Roots also für eine Band, die sich zwischen Sehnsucht und Sentimentalität auch ab und an zu Kitschmomenten versteigt. Nun ist aber gut mit Bekritteln: Es wird jede Menge Käufer geben, die Opus zwei der Rossband wie einen süffig geschriebenen Roman reinziehen werden – ohne jeden Dünkel.



SIEBERS NOVEMBER-PODESTLI:

- {1} **Magazine** Secondhand Daylight (1979)
- {2} **Robert Wyatt** Comicoopera
- {3} **Suicide** Suicide (1977)
- {4} **Two Gallants** Two Gallants
- {5} **Smashing Pumpkins** Adore (1998)
- {6} **Devendra Banhart** Smokey Rolls Down Thunder Canyon
- {7} **Lambchop** Nixon (2000)
- {8} **Hard-Fi** Stars Of CCTV (2005)
- {9} **Band Of Horses** Cease To Begin

René Sieber, Autor und Pop-Aficionado, wählte grün und Juso gegen den grauen November in der Schweiz.

WINTERTHUR

100'000 BESTELLEN
ONLINE

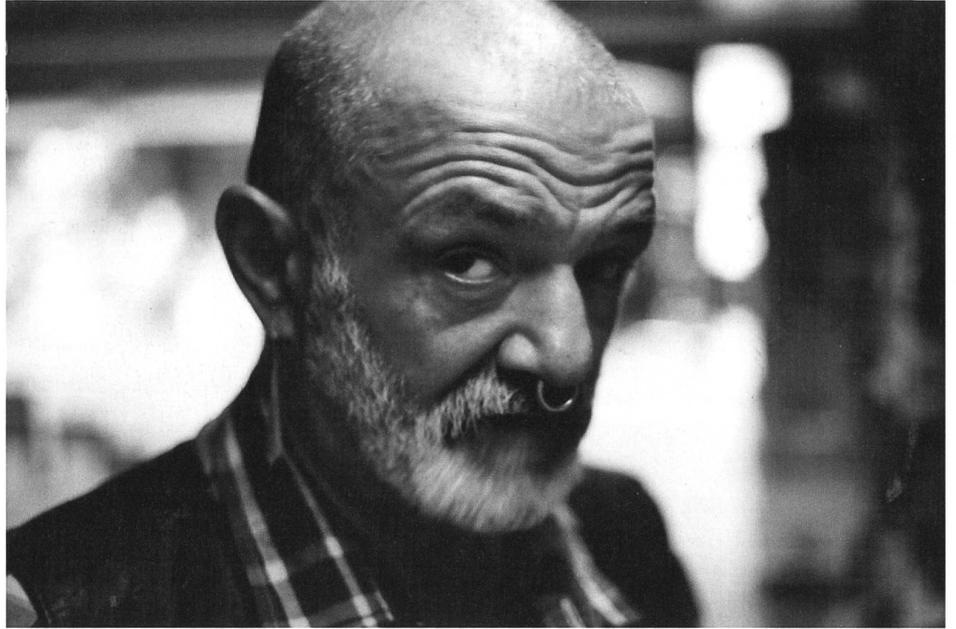
von Manuel Lehmann aus Winterthur

Stadtpräsident Ernst Wohlwend will 2008 den 100'000sten Bewohner Winterthurs willkommen heissen. Dies sei beim momentanen Wachstums Winterthurs sehr realistisch. Als Winterthurer kann man in rund 15 Museen Ausstellungen besuchen, an über 15 verschiedenen Orten Konzerten lauschen, für ein privates Fest aus über hundert mietbaren Räumen auswählen oder einem von aktuell 437 Vereinen beitreten. Der Stadtpräsident weist immer gern auf die gute Lebensqualität und das breite Kulturangebot hin.

Nun hat aber euer lokaler Berichtersteller einen möglichen Minuspunkt entdeckt, der gerne verschwiegen wird. Denn als Winterthurer kann man in der eigenen Stadt auf Shoppingtour kaum Tonträger von Künstlern kaufen, die im Saiten gute Kritiken erhalten haben. In Winterthur gibt es zwar die Möglichkeit, kommerzielle CDs zu erstehen. Mediemarkt und so sind präsent – allerdings nicht unbedingt an zentraler Lage. Und Secondhand-Plattenläden mit sehr unregelmässigen Öffnungszeiten findet man auch. Aber einen richtigen CD- und Plattenladen mit einer gut sortierten Auswahl – wie es ihn in fast jeder Schweizer Stadt gibt – sucht man in Winterthur vergebens.

1976 wurde in der Winterthurer Altstadt ein kleiner Plattenladen gegründet, woraus die sehr geräumige Musicbox entstanden ist, bekannt für eine grosse Auswahl und kompetente Beratung. 1998 begann man zusätzlich CDs übers Internet zu vertreiben. Daraus entstand der in der Schweiz erfolgreichste Online-Shop für Musik, Games und Filme. Heute werden täglich über 4000 Artikel ausgeliefert. Es ist aber vermutlich eine Tatsache, dass man damit auch das eigene Ladenlokal konkurrenziert und allenfalls auch vernachlässigt hat, so dass dieses nicht mehr kostentragend betrieben werden konnte. Nun hätte man sich ja mit dem rentablen Online-Shop den Luxus leisten können, zusätzlich ein Ladenlokal zu betreiben. Man entschied sich anders: Die Musicbox wurde im Frühjahr 2004 geschlossen.

So bestellen wir nun alle unsere CDs bequem vom Computer aus – ohne dass wir uns um unser Gewissen sorgen müssten, weil wir es nicht schafften, unseren Arsch zu heben und mit dem Kauf von Tonträgern den lokalen Musikhändler zu unterstützen. Denn diesen gibt es ja nicht mehr. Im Gegenteil – fast jeder hat Kollegen, die beim Online-Vertrieb arbei-



Von Bern über Appenzell ins Sittertal: Dani Rohner (1948-2007).

ten. Auch diese Geschichte hat daher eine gute Seite, da wir im Gegensatz zu St.Gallern, Zürcherinnen und Bernern ohne schlechtes Gewissen unsere CDs online bestellen können. So haben wir also herausgefunden, dass Winterthur auch in diesem Bereich unschlagbar ist betreffend Lebensqualität. Was nach einem Minuspunkt ausgesehen hat, ist ein Pluspunkt! Ach, uns geht es so gut.

Manuel Lehmann, 1974, ist Veranstalter im Kraftfeld Winterthur und Präsident des Arealvereins Lagerplatz.

APPENZELL

WAHLVERWANDTSCHAFTEN

von Carol Forster aus Appenzell

1998 fand in Appenzell die Kunstaussstellung «Wahlverwandtschaften» statt. Deshalb reiste Daniel Rohner von Bern nach Appenzell, um von diesem Zeitpunkt an, mit einigen Unterbrüchen, zu bleiben. Er sollte mit seiner immensen Sammlung an Kunstbüchern eine Kunstbibliothek einrichten, für die Dauer der Ausstellung. Thomas Kamm hatte den Kontakt zu Daniel und ihn also nach Appenzell gebracht, zusammen mit all seinen Buchschätzen. Wir trafen uns damals zum ersten Mal bei Agathe zum «Chüngelessen». Daniel beeindruckte mit seiner gewichtigen Erscheinung und seiner lauten Stimme, ass für drei und langte mit seinen beringten Fingern tüchtig zu. Er lachte viel, redete viel, und es schien, als würden wir uns verstehen.

Einige Tage später zog er bei uns ein und

wohnte gute drei Monate mit uns zusammen. Es war chaotisch, lustig, nervig und unvergesslich. Kaum war er da, riss er sich unsern Hund unter den Nagel, dann folgte die Küche, der Kühlschrank, und in der warmen Stube war er stets mit viel Papier präsent. Meinem Sohn gefiel das alles sehr. Daniel hatte Zeit und erzählte die verrücktesten Geschichten. Bald schleppte er Hund und Kind mit in die entstehende Bibliothek, wo gebaut und gemalt werden musste. Zwischendurch fuhren wir in alle Migros-Filialen der Ostschweiz und kauften günstige Holzgestelle zusammen. Als sich Daniel in der Filiale St.Fiden aufführte wie ein Berserker, weil nicht genügend Gestelle da waren, flüsterte mir die ältere Verkäuferin anerkennend zu, dass «ihrer» auch so ein Temperament hätte und sich da doch manch ein Zwanzigjähriger eine Scheibe abschneiden könne! Daniel ist fast geplatzt vor Lachen.

Er hatte Verwandte in Appenzell und fühlte sich wohl im Dorf. Innert Kürze kannte er Hinz und Kunz, und alle kannten ihn, der mit den kurzen Hosen und den riesigen Ohringen. Er schwärmte für den Schwartenmagen vom Metzger vis-à-vis, das Brander-Brot und den rässen Appenzeller Käse. Später reiste er oft zwischen Bern und Appenzell hin und her. Beladen mit den grössten gefüllten Reisetaschen überhaupt, mit Papier- und Plastiksäcken voller Bücher und Fressalien. Einmal schleppte er eine ganze Tasche voller Silberbesteck durchs Land und verschenkte die Messer, Gabeln und Löffel an seine Freunde hier. Er wohnte in unsrer Wohnung, als wir in die Ferien fuhren. Kaufte Farbe, Pinsel und Roller und strich die Wände neu, und als wir zurückkamen, sah es aus, als

hätte eine Bombe eingeschlagen. Und mit-
tendr in der glücklichste Daniel, strahlend in
Werkerkluft, der uns willkommen hiess.
Ich hätte ihn manchmal zum Mond schies-
sen können. Stattdessen wurde er mein Trau-
zeuge. Seine Bücher fanden endlich ein
Zuhause im Sittertal in St.Gallen und er mit
ihnen. Unsere Begegnungen wurden weni-
ger. Er fühlte sich in St.Gallen wohl, fuhr
aber gerne zur Kur ins Jakobsbad. Er war seit
Jahren krank und wurde körperlich immer
schwächer. Unzählige Male hab ich gedacht,
diesmal überlebt er es nicht – und immer
wieder ist er aufgestanden, hat seine Plastik-
säcke in den übergrossen Rucksack gestopft
und hat eine Bündner Nusstorte mitgebracht.
Am Morgen des 9. Oktobers ist Daniel im
Pflegeheim in St.Gallen gestorben. Er wird
uns fehlen. Mit seinem Tod erwachen seine
Geschichten zu neuem Leben – und so bleibt
er in unseren Herzen lebendig.

Carol Forster, 1961, führt den Bücherladen in Appenzell.

WIL/TOGGENBURG

UNSERE KLEINE STADT

von Claudio Büchel aus Wil

Aufschrei im Toggenburg: Ein Wiler schreibt
die Rundflug-Kolumne aus dem Toggenburg!
Zugegeben, ich lebe in Wil, aber ich kann als
Referenz vier Jahre Kanti Wattwil, regelmä-
ssigen Bierkonsum im Kraftwerk Krummenau,
im Restaurant National «Nats» Wattwil und
in der Eintracht Kirchberg vorweisen. Zudem
habe ich mit einer Ennetbühlerin in einer WG
gewohnt – das sollte reichen, um für einen
Monat als Toggenburger durchzugehen.

Ein Bericht aus Wil mag für einige langweilig
klingen. Seit der FC Wil im November 2002
11:3 gegen den FC St.Gallen gewonnen hat,
hört man ja nichts mehr aus der Äbtstadt.
Auch wer die «Wiler Zeitung» liest, hat nicht
den Eindruck, dass hier der Bär los ist. So hat
die Zeitungsredaktion letzthin herausgefunden,
dass es nicht nur im st.gallischen, son-
dern auch im zürcherischen und aargauischen
Wil einen Trottenweg gibt. Versteht sich von
selbst, dass diese Entdeckung die Titelseite
füllt.

Doch in Wil läuft einiges – und das schon seit
langer Zeit. So zeigt das Stadtmuseum bis
Ende des Jahres in einer Sonderausstellung
die Stadtentwicklung bis heute. Der Stadt-
archivar hat die besten Archivstücke zusammen
getragen, die selbst für alteingesessene Wiler
Überraschendes zeigen: Im 19. Jahrhundert
hat der Stadtrat zum Beispiel einen gewis-
sen Alois Negrelli mit der Planung besserer
Zufahrten in die Altstadt beauftragt. Später



Plante Wil und den Suezkanal: Alois Negrelli.

machte dieser Negrelli eine grosse Karriere
als Planer des Suezkanals. Wer heute durch
die Stadt marschiert, muss leider feststellen,
dass in letzter Zeit die Stadtplanung nicht
fähigen Fachleuten, sondern dem Zufall über-
lassen worden ist. Das scheint unterdessen
auch der Stadtpräsident gemerkt zu haben.
Mit viel Elan hat er jüngst das Projekt «Stadt-
entwicklung» lanciert. Der Auftrag ging an
ein renommiertes Planungsbüro, und für die
breite öffentliche Mitwirkung wurden bereits
zwei Forumsveranstaltungen durchgeführt,
weitere sollen folgen. Doch leider scheint den
Stadtoberhäuptern nicht viel an der Mitwir-
kung zu liegen. So setzten sich an den ersten
Foren die meisten Teilnehmer dafür ein, dass
die Kultur als wichtiger Handlungsbereich
ins Stadtentwicklungskonzept aufgenommen
wird – leider erfolglos.

Doch die kulturell engagierten jungen Wilerin-
nen und Wiler bleiben dran. Seit bald drei Jah-
ren kämpft ein Dutzend Kulturbegeisterte für
ein Kulturzentrum Wil. Vor zwei Jahren, als
die Stadt das Zeughausareal kaufte, sammel-
ten sie über 2000 Unterschriften für ein «Kul-
turzentrum im Zeughaus Wil». Nach vielen
Sitzungen und zähen Verhandlungen stand fest:
Die Stadt unterstützt einen provisorischen, auf
drei Jahre befristeten Kulturbetrieb im Zeug-
haus. Voller Freude ging man ans Werk, erar-
beitete zusammen mit der Stadt einen Miet-
vertrag und reichte das Baugesuch ein, welches
auch bewilligt wurde. Aber wenige Wochen
später erhielten die Initianten dicke Post: Ein
Anwohner hatte Rekurs gegen die Baubewilli-
gung eingereicht. In einem Leserbrief drohte er,
bis vor Bundesgericht zu gehen, um Recht zu
bekommen. Zur Zeit liegt der Ball beim kan-
tonalen Verwaltungsgericht. Wie und wann es
weitergeht, steht in den Sternen.

Inzwischen hat sich aber eine neue Chance an
neuem Ort ergeben, vorausgesetzt, das Parla-

ment heisst im Dezember das Budget gut. Man
darf sich in Wil also auf junges Theater, Singer-
Songwriter-Konzerte, Lesungen, Comedy oder
Poetry Slam freuen. Und da werden natürlich
auch alle Toggenburgerinnen und Toggenbur-
ger willkommen sein.

Claudio Büchel, 1982, arbeitet als Verkehrsplaner und lebt in Wil.

Die Ausstellung «Wil» im Stadtmuseum im Hof zu Wil ist bis Ende
2007 jeden Samstag und Sonntag von 14 bis 17 Uhr geöffnet. Mehr
Infos: www.wilerbuerger.ch

VORARLBERG

RECHTE SPRACH-
SCHWIERIGKEITEN

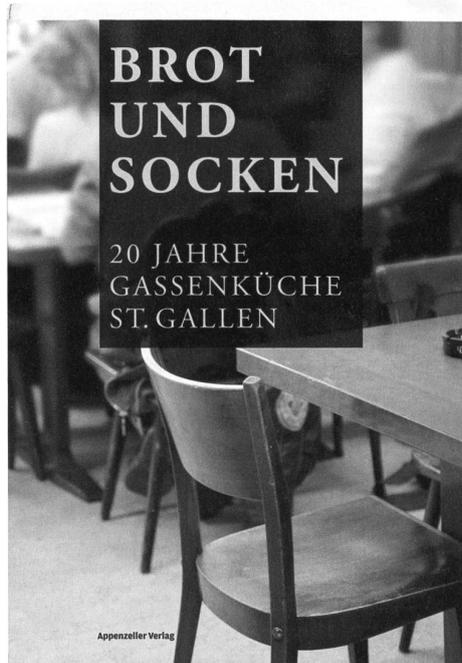
von Kurt Bracharz aus Bregenz

Politik und Sprache ist ein Thema, zu dem
sich gerade jetzt viel sagen lässt, zu Christoph
Blocher in der Schweiz, zu Eva Herman in
Deutschland, zu Günther Platter (Innenminis-
ter) in Österreich. Auch zum Missverstehen,
vor allem zum absichtlichen.

Und zum Zwielfichtigen. Ich halte zum Bei-
spiel das schwarze Schaf der SVP-Werbung
nicht für «rassistisch». Es ist eine allgemein
bekannte, allgemein verbreitete Metapher im
Deutschen, die keinen Bezug auf dunkelhäuti-
ge Menschen hat. Sie meinte immer und meint
ganz eindeutig den sozialen «Aussenseiter»,
und der ist kein rassistischer Begriff. Natür-
lich kann man das Motiv diskriminierend,
geschmacklos oder menschenverachtend fin-



Schreibt die Namen seiner besten Freunde falsch:
Hubert Gorbach.



Die Gassenküche – eine Heimat

Die Gassenküche ist eine Geschichte von Menschen am Rande der Gesellschaft, die aber genauso Teil von ihr sind. Diese Menschen erzählen ihre persönlichen Geschichten, lassen die Leserin und den Leser einblicken in ihre Schicksale, ihren Alltag und ihre Liebe zum Leben.

Weil es auch die Geschichte von Menschen ist, die niemand vor der eigenen Haustür haben will, musste die Gassenküche im Laufe ihres Bestehens mehrmals ihren Standort wechseln. Davon erzählen die Gründer, die Betreiber, der Bischof sowie Vertreter der Stiftung Suchthilfe.

Brot und Socken, 20 Jahre Gassenküche St. Gallen

108 Seiten, illustriert, broschiert, Fr. 30.-, ISBN: 978-3-85882-466-0

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder beim
Appenzeller Verlag, 9101 Herisau, Tel. 071 354 64 64, www.appenzellerverlag.ch

Appenzeller Verlag



Erhältlich in div. Läden oder direkt bei der Mineralquelle Gontenbad AG.

goba

Der diesjährige Adventskalender wurde von Emanuel Geisser exklusiv für die Mineralquelle Gontenbad AG gestaltet.

Er erscheint in einer limitierten Auflage von 2007 Exemplaren.

Name: _____ Anzahl Kalender: _____

Adresse: _____ Fr. 20.- (+ Fr. 5.- Porto pro Versand)

Einsenden an: Mineralquelle Gontenbad AG, CH-9108 Gonten / Appenzell

Tel: 071 794 11 19

den, aber eben nicht: rassistisch. Es sei denn, man weitet die Bedeutung des Wortes rassistisch aus. Ich bin aber eher für Präzisierungen von Bedeutungen als für ihre Ausweitungen. Wir haben schon mehr als genug schwammige Wörter, die ihre genaue Bedeutung verloren haben und jene Wischi-waschi-Diskurse produzieren, von denen die Medien voll sind.

In Österreich ist ein Ex-Politiker über andere sprachliche Probleme gestolpert. Einmal mehr wird bei uns als Komödie gegeben, was anderswo ein Problemstück wäre. Der frühere Vizekanzler Hubert Gorbach hat auf seinem ehemaligen Amtspapier Bewerbungsschreiben verfasst, von denen jenes in gebrochenem Englisch an den britischen Finanzminister Alistair Darling geschriebene irgendwie an die Öffentlichkeit gelangt ist.

Eine Woge der Häme schlug über Gorbach zusammen, schliesslich hatte eine grosse Mehrheit sowohl ihn als auch seine Partei (die Haider-Partei BZÖ) nie sonderlich sympathisch gefunden, und nun blamierte er sich, indem er zum Beispiel nicht einmal den Namen seines «long-time friends» richtig schreiben konnte (Alistar statt Alistair). Gorbach hatte sich ja auch strafbar gemacht, indem er das mit dem österreichischen Wappen geschmückte Papier verwendete. Er hatte zwar dem vorgedruckten «Vizekanzler und Bundesminister» ein handschriftliches «a. D.» beigefügt, darf aber als Privatperson das Wappen nicht verwenden. Und die Bezirkshauptmannschaft hat ein Prüfungsverfahren durchgeführt (dessen Ausgang dem Amtsgeheimnis unterliegt), aber man delektierte sich lieber allgemein mehr an dem, was Gorbach zu der Angelegenheit sagte: Die Formulierung, dass ihm Vorarlberg zu klein sei («the world in Vorarlberg ist too small»), sei positiv gemeint gewesen. «Denn als kleines Land ist Vorarlberg das wohl schönste der Welt, aber wirtschaftlich gesehen muss man über den Tellerrand hinausblicken. Das tut die Vorarlberger Wirtschaft, die Export-Weltmeister ist, ja auch.» Was sein Englisch betreffe, fühle er sich sehr wohl in dieser Sprache (was man ihm glauben kann, die Zuhörer sind schliesslich die, die sich nicht wohl fühlen, wenn sie nicht lachen dürfen). Das mit dem Wappen sei nicht unüblich bei anderen Ex-Politikern, aber er habe «unbewusst einen Fehler gemacht», und es war «keine Job-Keilerei, sondern ein privater Bericht an Alistair, denn ich bin beruflich völlig ausgelastet». Er hätte ja nur darauf hingewiesen, dass er bei Bedarf für allfällige Projekte oder Funktionen in Kontrollorganen (Beirat, Aufsichtsrat) ansprechbar sei. Dumm gelaufen, dass offenbar wenig Bedarf an abgehalfterten österreichischen Ex-Politikern besteht. Immerhin ist es nicht ganz so auffällig wie der Fall des ehemaligen Finanzministers Grasser, der nach dem Regierungswechsel auch nicht aufwärts gefallen ist, wie das frü-

her bei österreichischen Politikern üblich war, sondern gleich in eine Finanzaffäre (Meinl-Bank) getappt ist.

Das kann Blocher nicht passieren, an seiner privatwirtschaftlichen Kompetenz gibt es keine Zweifel. Aber er wird eh nicht gehen müssen (ich schreibe das fünf Tage vor den Schweizer Wahlen).

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

THURGAU

SCHÜSSE IM DUNKLEN WALD

von Kathrin Fahrni aus Frauenfeld

Anfang Oktober haben sie ihn in flagranti gefasst, den Wilderer vom Seerücken. In einer Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag sass er wie schon oft zuvor zusammen mit seiner Kollegin im Auto. Der Schuss, der ein Reh tödlich traf, wurde diesmal von den Jägern gehört. Diese hatten schon lange Verdacht geschöpft und machten nun ihrerseits Jagd. Bewaffnet waren sie nicht mit Gewehren, sondern mit Mobiltelefonen. Damit riefen sie schliesslich die Polizei, die den Wilderer nach einer Verfolgungsnacht stellte.

Wie lange der Wilderer schon Jagd auf die Rehe auf dem Seerücken gemacht hat, ist noch Gegenstand der Ermittlungen. Wieviele Tiere er traf und wie viele er fast getroffen hat, wird der Öffentlichkeit wohl verborgen bleiben. Dass seine Schüsse nicht immer töd-

lich waren, ist ihm zum Verhängnis geworden, denn die Jäger entdeckten Rehe, die durch seine unweidmännische Munition verletzt worden sind. Dies war der erste Fehler des Wilderes. Der zweite war, dass er sich auf ein begrenztes Revier beschränkt hat, dessen Jäger ohnehin guten Kontakt untereinander pflegen. Es sprach sich herum, dass Rehe verletzt wurden, dass nachts Schüsse fielen. Und dann der dritte, vielleicht schwerste Fehler: Der Wilderer nahm die Tiere vermutlich gleich an Ort und Stelle aus und liess im Wald Kopf, Läufe und Fell zurück. Unklar blieb bis jetzt, was der Wilderer mit dem Fleisch machte. Ob er es verkaufte, gar an ein Restaurant mit Wild aus einheimischer Jagd?. Die Polizei fand 47 Kilogramm Fleisch in seiner Kühltruhe. Die Tiere seien fachmännisch geschlachtet worden, sagen die Jäger.

Bildet man sich den leisen Respekt im Tonfall der Jäger nur ein? Oder empfindet man dem Wilderer gegenüber etwa selber so etwas wie Achtung, obwohl einem Wilderer noch heute bis zu einem Jahr Freiheitszug droht? Und obwohl der Mann eine unbestimmte Anzahl Rehe verletzt laufen liess, ohne wie ein richtiger Jäger alles daran zu setzen, den Tieren nachzustellen, um sie zu erlösen? Empfinden wir etwa Respekt vor einem, der zwar stiehlt, was nicht ihm gehört, dafür aber Zeit und Geduld, wohl auch seinen Instinkt einsetzen musste, um es zu bekommen? Falls es so wäre und dieser Gedanke uns beunruhigte, tröstet uns wenigstens eine Gewissheit darüber hinweg: Der Mann wurde zu frech und hat sich erwischen lassen. Er wurde vom Jäger zum Gejagten. Da hat ihm auch sein Instinkt nicht geholfen.

Kathrin Fahrni, 1975, ist Redaktorin bei der Thurgauer Zeitung.



Vom Jäger zum Gejagten: der Wilderer vom Seerücken.

Bild: Kathrin Fahrni